

Familie im Modernisierungsprozeß

Soziologische Betrachtungen

Norbert F. Schneider

Nr. 1-96

STAATSINSTITUT FÜR
FAMILIENFORSCHUNG
AN DER
UNIVERSITÄT BAMBERG



Vorwort

Die Ergebnisse der **ifb** Forschungsarbeiten werden in zwei institutseigenen Publikationsreihen vorgelegt:

ifb-Forschungsberichte und
ifb-Materialien

In den **ifb**-Forschungsberichten werden die Endergebnisse von Forschungsprojekten des **ifb** veröffentlicht und für die wissenschaftliche Diskussion zur Verfügung gestellt.

In der Reihe der **ifb**-Materialien werden vorzugsweise Zwischenergebnisse laufender Projekte, Arbeitsberichte über die Forschungsaktivitäten des Instituts sowie Manuskripte aufgenommen, die Ergebnisse von Vorarbeiten für zur Drittmittelförderung vorgesehene größere Forschungsvorhaben beschreiben.

In den **ifb**-Materialien werden in unregelmäßiger Reihenfolge (soweit möglich thematisch fokussiert) auch Vortrags-Manuskripte von Mitarbeiter/-innen des Staatsinstituts veröffentlicht, die sich inhaltlich auf die Forschungsergebnisse des Instituts beziehen bzw. mit ihnen in Zusammenhang stehen.

Daneben informiert das Institut die wissenschaftliche und die interessierte allgemeine Öffentlichkeit zusammenfassend mit den regelmäßig erscheinenden Jahresberichten, in denen über alle abgeschlossenen, laufenden und separaten Forschungsprojekte zusammenfassend berichtet wird. Darüber hinaus gibt das **ifb** die „Zeitschrift für Familienforschung“ heraus, in der, in einzelnen Beiträgen, ebenfalls Ergebnisse von **ifb**-Projekten zur Diskussion gestellt werden.

Bei den hier vorgelegten Manuskripten handelt es sich um die leicht überarbeiteten Fassungen von Referaten, die der Autor im Rahmen von Tagungen vorgetragen hat. Zum Teil sind diese Manuskripte in gekürzten Fassungen in Tagungsbänden veröffentlicht.

Prof. Dr. L. A. Vaskovics

Inhaltsverzeichnis

SEITE

Kindheit und Elternschaft heute.....	5
Nichtkonventionelle Lebensformen - moderne Lebensformen.....	15
Familienentwicklung in West- und Ostdeutschland.....	27

Kindheit und Elternschaft heute*

Mit meinem Beitrag will ich drei Zielsetzungen verfolgen:

- zunächst möchte ich, aus sozialwissenschaftlicher Sicht, das Bild korrigieren, das v.a. in den Medien von Kindheit und Elternschaft vermittelt wird;
- dann möchte ich die mir wesentlich erscheinenden Charakteristika von „Kindheit und Elternschaft heute“ darlegen und, drittens,
- dabei einige Ansatzpunkte für politisches Handeln jenseits der Diskussion um den Familienleistungsausgleich ansprechen

I. Das Bild von Kindheit und Elternschaft in der Öffentlichkeit

Das Bild von Kindheit und Elternschaft in der Öffentlichkeit wird heute zu einem großen Teil durch die Medien geprägt. Kindheit und Elternschaft erfahren dort gegenwärtig eine enorme Aufmerksamkeit.

Was erfährt man, wenn man der Berichterstattung in den Medien folgt - nichts Gutes! Dominant sind negative Schlagzeilen und skandalisierende Formeln. Ich habe mir die Mühe gemacht, in den letzten Tagen einige Schlagzeilen zu sammeln. Da war die Rede von

- „Monsterkindern“, die ihre Eltern terrorisieren
- von „Kindergartenrambos“, die vor allem montags, das Fernsehen am Wochenende ist schuld, ihre Spielkameraden verprügeln
- von „Nazikids“, die ohne wahre Lebensperspektive ihre Lehrer, Altersgenossen und ausländischen Mitbürger terrorisieren.

Gleichzeitig ist zu lesen von

- „Nesthockern“ und kindlichen Narzißten, die genußsüchtig und egoistisch das „Hotel Mama“ nicht verlassen wollen, und von
- „altklugen Elternkindern“, die dem einen verbliebenen Elternteil den Partner zu ersetzen haben.

Und diese Liste ließe sich beliebig lange fortsetzen.

* Vortrag vor der AG Frauen der CSU Landtagsfraktion am 12.11.1995 in Bamberg

Ganz ähnlich steht es um die Elternschaft:

- Da wird Elternschaft immer häufiger gleichgesetzt mit dem direkten Weg in Armut und gesellschaftliche Randständigkeit;
- nicht selten ist von völlig überforderten Eltern die Rede, die sich verunsichert und resigniert aus ihrer Erziehungsverantwortung davonestehlen;
- es geistern Rabenmütter durch den Blätterwald, die für ihre Kinder weder Zeit noch Zuwendung übrig haben und
- die Väter, so wird der Eindruck vermittelt, sind vor allem Schläger und Kinderschänder.

Versagen überall: Die Schule, zum Reparaturbetrieb elterlichen Erziehungsmißlingens abgestempelt, hat längst abgewirtschaftet und erscheint vor allem als Spielfeld brutal prügelnder Jugendbanden, die Kindergärten sind zu bloßen Verwahranstalten verkommen und die Politik sieht rat- und tatenlos zu.

Soweit das Szenario der nach Auflage und Einschaltquote heischenden Medien.

Worauf werden diese Szenarios zumeist zurückgeführt? Das düstere Bild, das ein Stück weit auch außerhalb der Medien anzutreffen ist, wird vor allem auf drei Entwicklungen zurückgeführt.

Erstens wird ein allgemeiner *Wertezerfall* behauptet. Kinder und Jugendliche haben, wie ihre zum Hedonismus neigenden Eltern, keine Werte mehr. Genußsucht, Rücksichtslosigkeit und Egoismus überall. Leistung, Pflichtbewußtsein, Disziplin und Strebsamkeit dagegen sind weitgehend verschwunden.

Hierzu möchte ich nur bemerken: Erziehungsziele und Wertvorstellungen haben sich tatsächlich verändert, aber von einem Werteverfall kann, das zeigen übereinstimmend einschlägige Studien, nicht die Rede sein. Auch kam es zu keinem grundsätzlichen Wertewandel. Statt dessen ist eher von einer Wertevielfalt auszugehen. Zu den traditionellen Pflicht- und Akzeptanzwerten ist Selbstbestimmung als neuer Wert hinzugekommen.

Eine zweite Entwicklung, die noch stärker in den Mittelpunkt gerückt wird, ist der *Wandel der Familie*. Auch hier werden sehr häufig Krise und Verfall diagnostiziert. Ich nenne nur einige

Themen, die im Zusammenhang von Wandel der Familie und Krise der Erziehung sehr häufig zu hören sind:

- Rückgang der Kinderzahl, verbunden mit dem Trend, daß immer mehr Kinder als Einzelkinder aufwachsen;
- Anstieg von Scheidungen und damit zusammenhängend von Scheidungskindern;
- zunehmende Verbreitung von Alleinerziehenden und Stieffamilien;
- Zunahme nichtehelicher Geburten und
- ein Anstieg der Erwerbstätigkeit von Müttern.

Ich werde diese Entwicklungen im Moment nicht weiter kommentieren, da ich später noch einmal ausführlich darauf zurückkommen werde.

Als dritte Entwicklung wird die Überflutung der Kindheit durch *Medien und Konsum* genannt. Im Durchschnitt verbringen Kinder gegenwärtig annähernd zwei Stunden täglich vor dem Fernseher. Und ca. ein Drittel sitzt nach den Ergebnissen neuester Studien mehr als 30 Stunden wöchentlich vor dem Fernsehapparat. Dies wird als Quelle vielfacher Störungen und Verhaltensauffälligkeiten angesehen. Konzentrationsschwäche, erhöhte Gewaltneigung, erhöhtes körperliches Aktivitätsbedürfnis und eine überschießende Konsummentalität sind nur einige Beispiele hierfür.

Ich denke - und dies wird durch zahlreiche empirisch gewonnene Ergebnisse gestützt - ein überschießender Medienkonsum von Kindern ist in vieler Hinsicht bedenklich. Vor allem dort, wo der Fernseher als Ersatzmutter oder als Ersatzvater und damit als Aufbewahrungshilfe dient und wo eine unkontrollierte Nutzung möglich ist und Kinder Gewalt- und Horror szenen betrachten können, ist dies für die kindliche Entwicklung besonders problematisch.

Kinder wachsen heute in einer Wohlstandsgesellschaft mit nie gekanntem Überfluß auf. Immer weniger Kinder lernen Mangel und Knappheit aus eigener Erfahrung kennen. Die Konsumbedürfnisse, durch gezielte Werbung für Kinder noch nachhaltig angeheizt, werden von den Kindern meist unkritisch eingeklagt und von vielen Eltern bedenkenlos erfüllt. Die kindliche Identität entsteht heute nicht selten über den Zugang zu Konsumgütern und der Kauf von Waren ist vielen Eltern ein probates Mittel zur Selbstlegitimation ihrer geringen Zuwendung.

Auf der anderen Seite steigt die Zahl der Kinder und Jugendlichen, die Sozialhilfe empfangen. Ich will hier nicht

weiter auf die Ursachen eingehen. Aber ein Folge dieser Entwicklung ist, daß Kinder allein aufgrund der Tatsache, daß sie nicht die neueste Markenkleidung tragen können, ausgegrenzt und stigmatisiert werden. Hier beginnt sich eine Polarisierung zwischen arm und reich abzuzeichnen, die bis hinein ins frühe Grundschulalter wirkt.

II. Kindheit und Elternschaft heute - Ausgewählte Trends

Ich komme zum zweiten Teil und damit zur Frage „Wie sieht es wirklich aus?“

Zweifellos, die Bedingungen des Aufwachsens haben sich geändert. Betrachtet man die neueren Forschungsergebnisse, lassen sich einige Trends als besonders prägend für Kindheit heute herauskristallisieren.

Der besseren Übersichtlichkeit wegen möchte ich dabei zunächst die gesellschaftlichen Bedingungen, dann die Familie und schließlich die Eltern-Kind-Beziehung genauer in den Blick nehmen.

Zunächst zu einigen *gesellschaftlichen Bedingungen*, die ich bei unserem Thema als besonders relevant erachte.

Grundlegend ist heute ganz selbstverständlich das „*Gebot der bestmöglichen Förderung*“ der Kinder, verbunden mit der Forderung nach Schaffung optimaler Entwicklungschancen. Dies hat ein erhebliches Anwachsen der Erziehungsanforderungen zur Folge. Erziehung ist heute im Vergleich zu früher schwieriger, da anspruchsvoller geworden. Gestiegen sind die gesellschaftlichen Erwartungen an eine gute Erziehung und erhöht haben sich die von den Eltern selbstgesetzten Maßstäbe. Dabei mangelt es nicht an guten Ratschlägen, wie eine richtige Erziehung, optimale kindliche Entwicklungsbedingungen und eine gute Mutter auszusehen haben. Ich denke nur an die überschießende Ratgeberliteratur, die aber mehr zur Verunsicherung als zur sachdienlichen Information der Eltern beiträgt.

Obwohl Kindererziehung in einer komplexen und sich rasch wandelnden Welt immer höhere Anforderungen stellt, liegt das Erziehungsmonopol weiterhin selbstverständlich und unhinterfragt bei den Eltern. Erziehung ist bei uns keine öffentliche Angelegenheit - und sie soll es auch nicht werden. Aber die

Schaffung zusätzlicher Angebote zur Unterstützung und Ergänzung der elterlichen Erziehungstätigkeit, möglicherweise in Verbindung mit Angeboten zur Elternbildung, könnten hier einen wichtigen Beitrag zur Verbesserung der Rahmenbedingungen leisten.

Natürlich gibt es öffentliche und private Einrichtungen, die familienergänzend Angebote bereithalten: Von Massagekursen für Säuglinge über die städtische Musikschule, den örtlichen Sportverein bis hin zum Tennislehrer - eine wahrhaft bunte Vielfalt, aber hieraus resultiert weniger eine Unterstützung als eher eine Belastung für Eltern und Kinder. Recht deutlich sind hier auch die Licht- und Schattenseiten von Kindheit und Elternschaft heute erkennbar. Einige der m.E. wesentlichen Tendenzen möchte ich im folgenden schlaglichtartig skizzieren.

1. Die Eltern schlüpfen häufig in die Rolle des Chauffeurs. Transportieren ihre Kinder von hier nach dort und von dort nach da. Kinder halten sich häufig in Einrichtungen auf und müssen sich den dort geltenden Regeln anpassen. Nicht selten sehen sich schon Kinder vor dem Grundschulalter Terministress ausgesetzt - und Leistungsdruck.
2. Pädagogen sprechen in diesem Zusammenhang von einer *Institutionalisierung der Kindheit*, d. h. Kinder verbringen immer mehr Zeit in Institutionen und immer weniger Zeit bleibt zur kindgesteuerten Aneignung von Umwelt.
3. Wenn Kinder immer mehr Zeit in dieser Weise verbringen heißt das auch, daß sie immer mehr Zeit mit Pädagogen verbringen. Diese Pädagogen, seien es Laien oder Profis, wollen Fähigkeiten und Fertigkeiten vermitteln, die überwiegend aus der Erwachsenenwelt stammen. Das nennt die Wissenschaft „*Pädagogisierung der Kindheit*“. Kinder werden immer früher mit diesen Formen der Wissensvermittlung konfrontiert und sind damit einer enormen Steuerung und Beeinflussung ausgesetzt.
4. Bei den beiden genannten Aspekten handelt es sich um Trends, die v.a. die Situation in den mittleren und oberen gesellschaftlichen Schichten kennzeichnen. In unteren gesellschaftlichen Schichten haben wir es oftmals eher mit einer *Verhäuslichung* der Kindheit zu tun. D.h. Kinder verbringen sehr viel Zeit Zuhause und das wiederum heißt vor dem

Fernseher und zwar ohne daß eine gezielte Auswahl des Fernsehkonsums durch Erwachsene erfolgt.

5. Eine weitere Entwicklung, die ich hier erwähnen möchte, wird als „*Emanzipation des Kindes*“ bezeichnet. Wie Sie wissen, ist im Familien- und Kindschaftsrecht seit einigen Jahren nicht mehr von der elterlichen Gewalt, sondern von der elterlichen Sorge die Rede. Damit wird zum Ausdruck gebracht, daß die subjektiven Rechte des Kindes bestärkt wurden. Kinder werden heute als eigenständige Personen, nicht als abhängiger Teil der Familie betrachtet. Damit wurde das Geschehen in der Familie ein Stück weit öffentlich gemacht. Was in der Familie geschah, war früher für die Öffentlichkeit weitgehend tabu. Öffentliche Interventionspflichten gab es nur bei sehr offenkundigen groben Verfehlungen der Eltern. Das hat sich heute, wie ich meine zu Recht, gewandelt. Aber vor diesem Hintergrund sind Erscheinungen wie Gewalt in der Familie oder sexueller Mißbrauch von Kindern zu relativieren. Nicht die Häufigkeit und die Intensität haben sich geändert, sondern die öffentliche Aufmerksamkeit und die allgemeine Sensibilität sind gestiegen und die Wertmaßstäbe haben sich verschoben.

6. Spätestens seit dem fünften Familienbericht der Bundesregierung hat ein Wort die Runde gemacht, daß das Verhältnis von Gesellschaft und Familie m. E. durchaus treffend beschreibt: „*Die strukturelle Rücksichtslosigkeit*“. Was ist damit gemeint? Damit wird darauf aufmerksam gemacht, daß sich die Bedürfnisse von Kindern und Eltern unterscheiden von den Notwendigkeiten des Arbeitsmarktes. Zugleich wird damit auf den Umstand verwiesen, daß diese Notwendigkeiten gesellschaftlich zu Lasten der Familie höher geschätzt und stärker gefördert werden. Strukturelle Rücksichtslosigkeit bringt auch zum Ausdruck, daß es sich bei Problemen, z.B. im Zusammenhang mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, nicht um Privatangelegenheiten der Betroffenen handelt, sondern um gesellschaftlich verursachte Probleme, die nicht je individuell, sondern nur politisch zu lösen sind.

7. Elternschaft ist nach wie vor Frauensache. Gerade in den ersten Jahren werden Kinder hauptsächlich von ihren Müttern betreut. 98% derer, die Erziehungsurlaub in Anspruch nehmen, sind weiblich. Und es ist durchaus nicht so, daß Frauen nach Ablauf des Erziehungsurlaubs wieder in den Beruf zurückkehren.

Nehmen wir das Beispiel Bamberg. Ich habe in diesem Sommer 130 Frauen aus Bamberg befragt, die im ersten Halbjahr 1992 ein Kind bekommen haben, d.h. deren Erziehungsurlaub gerade abgelaufen ist. Nur 14 dieser Frauen arbeiteten wieder Vollzeit und 26 gehen einer Teilzeitbeschäftigung nach. (20 hatten ein weiteres Kind bekommen). Solange der Erziehungsurlaub weiblich ist, ist dies mit einer Retraditionalisierung der Geschlechterrollen verbunden. Der Mann wird wieder zum alleinigen Familienernährer, die Frau wieder Hausfrau und Mutter. Dies wird durch Ergebnisse zahlreicher Studien bestätigt. Als Beispiel möchte ich das Ergebnis einer am DJI durchgeführten Befragung anführen, wonach ca. die Hälfte aller Partnerschaften mit mindestens einem Kind unter 14 Jahren traditionell ausgerichtet ist, d.h. der Mann berufstätig und die Frau Hausfrau und Mutter ist.

Diese Überlegungen führen unmittelbar zum nächsten Thema, nämlich zur *Familie, ihrem Wandel* und den daraus resultierenden Folgen für Kindheit und Elternschaft.

Noch nie wurde so viel über Familie geredet wie derzeit. Dabei werden Ansichten verbreitet, die ein falsches Bild von Familie in der Öffentlichkeit prägen. Ich möchte dies anhand einiger Beispiele zeigen:

Einzelkinder: Hier sind v.a. zwei Ansichten zu hören: Die Zahl der Einzelkinder nimmt ständig zu und Einzelkinder sind egoistisch, eingebildet und selbstbezogen. Zum ersten ist festzuhalten, daß ca. jedes siebte Kind als Einzelkind aufwächst und in den letzten zehn Jahren kein dramatischer Anstieg dieser Zahl festzustellen war.

Zur zweiten Ansicht ist zu bemerken, daß es wissenschaftlich keineswegs nachzuweisen ist, daß Einzelkinder im Unterschied zu Geschwisterkindern egoistischer oder selbstbezogener sind.

Scheidungskinder: Hier wird immer wieder behauptet, die Zahl der Scheidungen steige beständig. Diese Feststellung ist unzutreffend. Zwischen 1985 und 1993 ist ihre Zahl in den alten Bundesländern sogar leicht gesunken.

Ähnliches gilt für die Zahl der von einer Scheidung ihrer Eltern betroffenen Kinder. 1970 waren in Westdeutschland 86.000, 1992 90.000 Kinder betroffen. Kein wahrhaft dramatischer Anstieg.

Die Folgen einer Scheidung werden durchgängig als nachhaltig belastend für Kinder dargestellt. Dazu möchte ich bemerken, daß es keine Studien gibt, die die Folgen konfliktbehafteter stabiler Familien analysiert und mit den Folgen einer Scheidung

vergleicht. Die Trennung der Eltern ist nicht der einzige belastende Faktor. Die Folgen für die Kinder sind u.a. abhängig vom vorherigen Zerrüttungsgrad der Elternbeziehung, vom Verhältnis der Eltern nach der Scheidung und von den Umgangsregelungen mit dem nichtsorgeberechtigten Elternteil.

Erwerbstätigkeit von Müttern: Stellungnahmen zur Müttererwerbstätigkeit basieren häufig auf der Doppelbehauptung, daß die Erwerbstätigkeit von Müttern zunimmt und daß die Erwerbstätigkeit von Müttern nachteilige Folgen für das Kind habe. Beides ist wissenschaftlich nicht zu belegen. Betrachtet man die Erwerbstätigkeit von Müttern nach dem Alter des jüngsten Kindes zeigt sich, daß in Westdeutschland Mütter kleiner Kinder sehr häufig keiner Erwerbstätigkeit nachgehen und daß dieser Sachverhalt seit Jahren relativ stabil ist. Nach Ergebnissen des Familiensurveys des Deutschen Jugendinstituts ergaben sich folgende Quoten:

Tab. 1: Frauenerwerbsquote (1988) nach Alter des jüngsten Kindes

ohne Kinder	64 %
0-3 J.	28 % (Erziehungsurlaub 15 Monate!)
3-6 J.	38 %
6-14 J.	47 %
14-18 J.	51 %

Damit ist die Erwerbsbeteiligung von Frauen mit Kindern unter sechs Jahren im Vergleich zu anderen europäischen Ländern unterdurchschnittlich. Untersuchungen, die sich mit den Ursachen für diese geringe Erwerbsbeteiligung befassen, gelangen immer wieder zum gleichen Ergebnis: die Erwerbsbeteiligung von Müttern ist abhängig vom Angebot von Teilzeitarbeitsplätzen und abhängig vom Angebot familienergänzender Kinderbetreuungseinrichtungen.

Nichteheliche Kinder: Entgegen immer wieder zu lesender Behauptungen - der Anteil nichtehelicher Geburten ist in Westdeutschland in den letzten 15 Jahren nur leicht von 9 auf 12 Prozent gestiegen. Und die Entfaltungsbedingungen von nichtehelichen Kindern sind prinzipiell nicht schlechter als die ehelicher Kinder. Problematisch sind hier die nach wie vor bestehenden rechtlichen Benachteiligungen nichtehelicher Kinder im Erbschafts- und Kindschaftsrecht.

Solange das Sorgerecht nicht neu geregelt ist, müssen wir uns auch fragen, von welchem Vaterbild wir eigentlich ausgehen. Es ist ein äußerst unbefriedigender Zustand, daß nichteheliche

Väter im Streitfall kein Umgangsrecht mit ihren Kindern haben. Und nebenbei bemerkt, damit werden Väter, gesellschaftlich sanktioniert, aus ihrer Erziehungsverantwortung entlassen, die damit verstärkt zur Sache der Frauen wird und deren Vereinbarkeitsproblematik weiter erhöht.

Alleinerziehende: Statistisch gesehen hat die Zahl der Alleinerziehenden deutlich zugenommen. Gegenwärtig gibt es in der Bundesrepublik etwa 1,5 Mio. Alleinziehende mit Kindern unter 18 J., darunter 1,3 Mio. Frauen. (Etwas mehr als die Hälfte geschieden oder getrennt lebend). Häufig befinden sich Alleinerziehende in einer besonders schwierigen Situation, die sich, auf den Punkt gebracht, so charakterisieren läßt: Entweder alleinerziehende Elternteile arbeiten, dann fehlt es oft an Zeit für die Kinder oder sie arbeiten nicht, dann mangelt es an Geld. In dieser Situation sind Alleinerziehende häufig alleingelassen und es fehlen Maßnahmen zur gezielten politischen Unterstützung dieser Lebensform.

Abschließend einige Betrachtungen zur Beziehung zwischen Eltern und Kindern. Die *Eltern-Kind-Beziehung* wird heute vor allem durch Entwicklungen gekennzeichnet, die sich in folgenden Stichworten zusammenfassen lassen:

1. *Elternschaft als Option:* Elternschaft hat sich in den Lebensentwürfen vieler Menschen zu einer Option neben anderen entwickelt. Man kann heute davon ausgehen, daß etwa jede sechste Frau zeitlebens kinderlos bleibt. Nicht alle dieser Frauen entscheiden sich gegen Kinder, etwa jede Dritte davon kann trotz entsprechender Wünsche keine Kinder bekommen. Wer sich aber *für* Kinder entscheidet, läßt sich nicht selten auf ein riskantes Abenteuer ein. Betrachtet man die Ergebnisse von Befragungen zum Thema Freuden und Probleme von und mit Kindern, treten v.a. drei Themen in den Vordergrund:

- die steigenden Kinderkosten. Im 5. Familienbericht (S. 291) wird die Summe von 400.000 DM bis zum 18. Lebensjahr genannt, wobei die Opportunitätskosten noch nicht enthalten sind. Davon übernimmt der Staat etwa 20 Prozent;
- die steigenden Anforderungen an die Erziehungsleistung der Eltern und ihre fortdauernde öffentliche Thematisierung, die bei vielen zu einer erheblichen Verunsicherung führt, sowie
- die aus den kindlichen Bedürfnissen resultierenden Anforderungen, die ein Stück weit quer liegen zu den Anforderungen des Arbeitsmarktes. Die Eltern-Kind-Beziehung ist die einzig unaufkündbare Beziehung im Lebensverlauf und

wirkt, so wird es jedenfalls von vielen Menschen gesehen, hemmend auf die berufliche Mobilität und die Möglichkeiten zur individuellen Selbstverwirklichung.

2. *Verantwortete Elternschaft*: Wer heute ein Kind haben möchte, stellt diese Überlegung immer öfter unter den Gesichtspunkten an, ob man dem Kind auch gute Bedingungen schaffen und erhalten kann. Viele Eltern sind heute in einer kaum mehr zu überbietenden Weise um kindgerechtes Verhalten bemüht - und ich meine nicht immer zum Wohl des Kindes. Das Kind rückt heute, oft schon vor seiner Geburt, in den Mittelpunkt der Lebensplanung und steht daher unter einem erheblichen Erwartungsdruck. Hinzukommt die zunehmende *Emotionalisierung* der Eltern-Kind-Beziehung und die Tatsache, daß Kinder immer häufiger als Partner von den Eltern akzeptiert werden, was in erster Linie für den Konsumbereich zutrifft. Das führt zum nächsten Stichwort:

3. *Kinder als Sinnstifter*: Kinder werden heute frühzeitig mit Erwartungen ihrer Eltern konfrontiert. Sei es, daß sie als Ehekit eine instabile Partnerschaft festigen sollen, sei es, daß sie ganz allgemein Lebenssinn und Lebensglück stiften sollen oder sei es, daß sie als Projektionsobjekte elterlicher Ambitionen dienen. Bei all diesen Erwartungen erhalten die Kinder und ihre Leistungen eine zentrale Funktion in der Familie. Und sollte sich das Kind nicht wie erwartet entwickeln, kann die emotionale Beziehung leicht brüchig werden und die Eltern-Kind-Beziehung ist von ähnlichen Stabilitätsrisiken bedroht wie die Partnerbeziehung.

4. *Demokratisierung des Erziehungsstils*: Die Eltern-Kind-Beziehung ist heute zumeist durch ein partnerschaftliches Verhältnis charakterisiert. Im Mittelpunkt steht die individuelle Förderung des Kindes, unter weitgehendem Verzicht auf körperliche Strafen. Die Individualität der Kinder wird stärker akzeptiert und Entscheidungen werden heute immer häufiger zwischen Eltern und Kindern ausgehandelt. Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind im allgemeinen dichter als noch vor einigen Jahren, dies gilt v.a. für die Vater-Kind-Beziehung. Allerdings ist die Mutter, nach wie vor, für die Kinder und Jugendlichen derjenige Elternteil, zu dem in der Regel die bei weitem engere Beziehung besteht.

III. Ansatzpunkte für politisches Handeln

Ich komme zum letzten Punkt, nämlich der Frage, welche Ansatzpunkte für politisches Handeln bestehen.

Prinzipiell sind vier Ebenen unterscheidbar, auf denen politisch agiert werden kann:

- die ökonomische
- die ökologische
- die rechtliche und
- die ideologische Intervention.

Diese Ebenen sind natürlich nicht unabhängig voneinander. Sie sind hier nur aus analytischen Gründen getrennt.

Ich meine, bisher wurde vor allem die *ökonomische Seite* der Familienpolitik *viel zu sehr* in den Mittelpunkt gerückt - ich möchte daher an dieser Stelle nicht weiter darauf eingehen. Dagegen sind andere politische Handlungsfelder bisher bemerkenswert wenig ausgeschöpft worden.

Ich werde hier selbstverständlich kein familienpolitisches Konzept entwickeln, aber doch einige Vorstellungen aus wissenschaftlicher Sicht äußern.

1. Ganz allgemein fällt zunächst auf, daß eine spezielle *Kinderpolitik* kaum stattfindet. Das 1979 ausgerufene „Internationale Jahr des Kindes“ ist in Deutschland weitgehend folgenlos geblieben. Zwar gibt es eine Kinderkommission des Deutschen Bundestages, sie ist aber die kleinste und ihre Arbeit findet wenig Beachtung. Es gibt, so weit mir bekannt ist, keine Kinderbeauftragten und keine Sozialberichterstattung über Kindheit wie es z.B. für Familie, Jugend und Alter mittlerweile selbstverständlich ist. Um hier anzusetzen - ich denke, daß die Einsetzung von *Kinderbeauftragten* auf *kommunaler* Ebene eine sehr überlegenswerte Alternative darstellt um Probleme vor Ort erkennen und lösen zu können. Ich meine auch, daß *Kinderberichte* ein Erfordernis der Zukunft sind, um über die Lebenslage und die spezifischen Problemlagen von Kindern systematisch Auskunft zu erhalten.

Und ich meine, es ist doch sehr bedenklich, daß die UNO, wie in dieser Woche geschehen, offiziell die Situation der Kinder in Deutschland kritisiert. Vergeworfen wurde der Bundesregierung vom Kinderrechtsauschuß, ich zitiere, daß es „an

einer umfassenden Kinderpolitik" mangle und daß „die Ausländer- und Flüchtlingskinder den deutschen Kindern nicht gleichgestellt" sind. Empfohlen wird u.a. die Berufung eines deutschen Kinderbeauftragten, wobei ich meine, daß Kinderbeauftragte auf kommunaler Ebene die bessere Alternative darstellen.

Soviel zu den allgemeinen Rahmenbedingungen.

2. Auf *ökologischer Ebene* sehe ich wenigstens zwei prinzipielle Ansatzpunkte. Soziale und bauliche Umwelt reguliert Verhalten und Entwicklung in dem sie Entfaltungsmöglichkeiten eröffnet oder hemmt. Daher wird m.E. der kindgerechten Gestaltung der baulichen und sozialökologischen Umwelt, sowie der Verbesserung einer kindgerechten Infrastruktur zu wenig Beachtung geschenkt.

Gleichzeitig geht es, vielleicht noch wichtiger, um die Schaffung bzw. den Erhalt einer kindgerechten *gesundheitsverträglichen* Umwelt. Ich erachte es als erschreckend, daß mittlerweile ca. 30 % der in Städten lebenden Kinder Allergien haben. Und in dieser Situation halten wir daran fest, Verordnungen, die z.B. den Schadstoffausstoß regeln, normalerweise an einem 70 kg-Durchschnittserwachsenen zu orientieren und damit Schadstoffbelastungen anzunehmen, die für Kinder in vielen Fällen längst unverträglich sind. Ähnliches gilt im übrigen auch für Grenzwerte bei Schadstoffen in Nahrungsmitteln.

3. Auf *rechtlicher Ebene* wäre m. E. die rasche und vollständige Gleichstellung nichtehelicher Kinder anzustreben. Auch Veränderungen im Sorge- und Umgangsrecht sind unerlässlich, wobei der Vorstoß der Bundesjustizministerin in Richtung eines gemeinsamen Sorgerechts als Regelfall durchaus kritisch zu hinterfragen wäre, denn es ist nicht auszuschließen, daß aus einem solchen Regelfall Konflikte, die die Eltern schon vor einer Scheidung miteinander hatten, weiterhin und vielleicht verstärkt zu Lasten der Kinder ausgetragen werden.

Bei der *bisherigen* Regelung ist die Rolle der *nicht* sorgeberechtigten Elternteile neu zu überdenken und gegebenenfalls deren Rechte und Pflichten zu stärken.

4. Von besonderer Bedeutung wäre m. E. die Schaffung von mehr *Zeitflexibilität für Eltern*. Hier geht es um bekannte Forderungen, v.a. die Schaffung von mehr Teilzeitarbeitsplätzen, von flexibleren Öffnungszeiten von Geschäften und von

Kinderbetreuungseinrichtungen. Aber auch um Möglichkeiten der erleichterten Vereinbarkeit von Beruf und Elternschaft im Falle der Krankheit von Kindern. Erforderlich ist der weitere Ausbau öffentlicher wie auch privater *Kinderbetreuungseinrichtungen*. Zu überlegen bliebe auch, inwieweit gezielte Einrichtungen und Maßnahmen zur *Elternbildungsarbeit* entwickelt und angeboten werden sollten.

5. Auf der Ebene der ideologischen Intervention sollte m.E. versucht werden, die bisherige *Geschlechterproblematik* zu überwinden, wozu eine gezielte Doppelstrategie erforderlich ist:

- * zum einen bedarf es einer stärkeren *Einbeziehung der Männer* in die Familienarbeit (Beispiel Schweden) und

- * zum anderen muß eine größere *gesellschaftliche Anerkennung von Haus- und Erziehungsarbeit* im Vergleich zur Erwerbsarbeit erreicht werden. Hierzu müssen Anstrengungen auf der Ebene der Wertediskussion erfolgen, die geeignet sind, die Erziehungs- und Hausarbeit in der Öffentlichkeit aufzuwerten. Hierbei geht es um die Erhöhung der Attraktivität dieser Alternative, die im Rahmen einer offensiv geführten Wertediskussion angegangen werden müßte, sowie um die flankierenden Maßnahmen zur ökonomischen Absicherung von Familienbiographien.

Nichtkonventionelle Lebensformen - moderne Lebensformen?*

I.

Was ist der Gegenstand der soziologischen Familienforschung? Wenn man die gegenwärtige Lage des Faches betrachtet, kann man durchaus zu der Einschätzung gelangen, daß der soziologischen Familienforschung der Gegenstand abhanden gekommen ist. Dazu hat weniger der Wandel der Familie beigetragen als vielmehr die grassierende Beliebigkeit der Gegenstandsbestimmung. Wirft man einen Blick auf die neuere familiensoziologische Literatur findet man in unsystematischer Buntheit als Gegenstand die bürgerliche Kleinfamilie, die Familie, familiäre Lebensformen, Lebensformen und nicht-familiäre Lebensformen. Diese Beliebigkeit ist in verschiedener Hinsicht unbefriedigend. Ihre besondere Problematik erhält sie dadurch, daß die Ergebnisse der Familienforschung und ihre Interpretation unmittelbar von der Gegenstandsbestimmung, heißt vom gewählten Bezugspunkt, abhängig sind. Nehmen wir das Beispiel „Wandel der Familie“. Es ist heute ein Allgemeinplatz, daß in den letzten dreißig Jahren ein bedeutsamer Wandel der Familie stattgefunden hat. Über das Ausmaß dieses Wandels und seine Folgen für die Gesellschaft und die Zukunft der Familie bestehen jedoch sehr unterschiedliche Einschätzungen. Auf der einen Seite wird der jüngste Wandel als grundsätzlicher Gestaltwandel der Familie und ihre gegenwärtige Situation als historisch völlig neuartig interpretiert. Auf der anderen Seite gibt es Positionen, die den Wandel von Ehe und Familie weniger dramatisch sehen. Dann ist vom Bedeutungswandel der Familie die Rede und von der relativen Stabilität ihrer Strukturen und Funktionen.

Wie kommen diese unterschiedlichen Sichtweisen zustande? Ein erster Grund ist, wie bereits angedeutet, daß das Ergebnis und seine Deutung in entscheidender Weise durch den zugrunde liegenden *Begriff von Familie* geprägt sind (darauf verweist auch

* Vortrag am 5. April 1995 auf dem 27. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Halle/S.

Nave-Herz 1994: 4); ein zweiter Grund ist, daß das Ergebnis abhängig vom *gewählten Vergleichszeitpunkt* ist und ein dritter Grund resultiert aus der *relativen Beliebigkeit der Selektion und der Interpretation empirischer Fakten*. Ich möchte diese Punkte kurz erläutern:

Legt man einen engen, an der traditionellen bürgerlichen Kernfamilie orientierten Familienbegriff zugrunde und wählt als Vergleichszeitpunkt die atypische Hochphase der bürgerlichen Kernfamilie in den 50er und 60er, wie dies bspw. U. Beck und E. Beck-Gernsheim tun, kann man einen drastischen Wandel hinreichend begründen. Wählt man einen zeitgemäßen weiten Familienbegriff, etwa im Sinne familialer Lebensformen, und bedient sich einer sozialhistorischen Perspektive, erscheint der Wandel bedeutsam, aber undramatisch. Ich will hier nicht darauf eingehen, wieweit der Einwand von Beck und Beck-Gernsheim zutreffend ist, die empirische Familienforschung immunisiere sich gegen den Wandel der Familie durch eine Begriffswahl, die praktisch alle Lebensformen einschließt. Betonen möchte ich aber, daß sich ihre Position gegen die Ergebnisse der empirischen Forschung immunisiert und ein Stück weit geschichtsblind ist, weil sie die Aussagen der historischen Familienforschung nicht entsprechend zur Kenntnis nimmt.

Zur gezielten Selektivität im Umgang mit empirischen Daten ist zu bemerken, daß, wie man weiß, von einem teilweise gefüllten Glas als halbvollem oder als halbleerem Glas gesprochen werden kann, je nachdem, was zum Ausdruck gebracht werden soll. In ähnlicher Weise gilt dies auch für bestimmte, die Situation der Familie betreffende Entwicklungen. Allerdings handelt es sich hierbei nicht um das Zentralproblem. Gravierender noch ist der Sachverhalt, daß bestimmte, theoretisch passende Tendenzen wieder und wieder beschworen werden - ein Vorgang, der oftmals nur noch als Realitätskonstruktion bezeichnet werden kann. Dies gilt etwa für die „ständig steigenden Scheidungen“, eine Tendenz, die immer wieder behauptet wird, obwohl die Scheidungshäufigkeit in Westdeutschland seit zehn Jahren stagniert. Ein anderes Beispiel ist die immer wieder vorgebrachte Behauptung einer ständig „wachsenden Zahl von Scheidungskindern“ (jüngst bspw. von E. Beck-Gernsheim 1994: 129): tatsächlich - ihre Zahl ist gestiegen, ich meine aber, daß ein Anstieg von 86 Tausend im Jahr 1970 auf 90 Tausend im Jahr 1992 nicht gerade dramatisch ist, v.a. wenn man berücksichtigt, daß die Zahl der je 100 Scheidungen betroffenen Kinder sogar deutlich von 110 auf ca. 75 Kinder zurückgegangen ist.

Inwieweit die Entwicklung des Jahres 1993, Anstieg der Ehescheidungen in den alten Bundesländern im Vergleich zu 1992 um fast elf und Zunahme der von einer Scheidung betroffenen Kinder um fast 16 Prozent eine Ausnahme oder eine Trendwende darstellt, kann heute noch nicht abschließend beurteilt werden.

II.

Bei der Interpretation des Wandels der Familie haben individualisierungstheoretische Deutungen einen besonderen Stellenwert erlangt. Eine der Kernaussagen dabei ist, daß sich seit 1970 ein „deutlicher Wandel hin zu nicht-traditionellen Lebensformen durchgesetzt“ hat (E. Beck-Gernsheim 1994: 117). Nun, was sind nicht-traditionelle, oder um den hier vorgezogenen Begriff zu verwenden, nichtkonventionelle, Lebensformen? Eine einfache Frage - könnte man meinen. Selbstverständlich handelt es sich dabei um Alleinlebende, nichteheliche Lebensgemeinschaften, Alleinerziehende, Stieffamilien usw. Aber ist diese Frage wirklich so einfach zu beantworten? Wenn man von nichtkonventionellen Lebensformen spricht, ist erst einmal zu klären, was denn konventionelle Lebensformen sind. Auf die jüngere Vergangenheit bezogen gibt es nach meiner Einschätzung genau eine konventionelle, d.h. herkömmliche und auf einem gesellschaftlichen Konsens beruhende Lebensform und das ist die *durch eine Eheschließung legitimierte, auf lebenslange Dauer angelegte, sexuell exklusive Partnerschaft zwischen einem Mann und einer Frau mit Kindern und einer klaren geschlechtsbezogenen Rollenteilung mit dem Mann als Ernährer und höchster Autorität.* Nichtkonventionell sind, vor diesem Hintergrund, also auch Familien mit einer vollberufstätigen Mutter, also *dual career families* oder Ehepaare, die sich gegenseitig insoweit sexuelle Freiheiten zubilligen, daß gelegentliche Seitensprünge akzeptiert werden, also *sexually open marriages*. Aus diesen Überlegungen werden zwei Dinge ersichtlich: zum einen scheint ein in der eben beschriebenen Art zugrunde gelegter Begriff der „konventionellen Lebensform“ für den genannten Zweck wenig weiterführend, da danach nahezu alle Lebensformen nichtkonventionell wären; zum anderen zeigen die Beispiele die Notwendigkeit, den Blick nicht nur auf die äußeren Strukturmerkmale, also auf Familienstand, Kinderzahl, Anzahl der im Haushalt lebenden Personen und deren Verwandt-

schaftsbeziehungen zu richten. Wenigstens zwei Kriterien müssen stärker in den Mittelpunkt rücken: Die *Binnenstruktur*, d.h. die Beziehungsmuster zwischen den Geschlechtern und Generationen in einer Lebensform, wobei v.a. die Arbeitsteilung zwischen Geschlechtern, die Macht- und Entscheidungsstrukturen und der Partnerschaftstyp, sowie z.B. auch Bildungsunterschiede oder die Nationalitäten der Partner angesprochen sind, und die *Entstehungskontexte* der jeweiligen Lebensform, also der Grad der Freiwilligkeit des Zustandekommens, der Zeithorizont, für den die entsprechende Lebensform projiziert ist, die Hintergründe und Motive, die für die Wahl der Lebensform ausschlaggebend waren sowie die an die Lebensform gerichteten subjektiven Erwartungen und Sinnzuschreibungen.

Familiensoziologen tendierten lange dazu, Familie anhand ihrer Strukturen, genauer ihrer äußeren Strukturmerkmale, zu betrachten. Diese Betrachtungsweise verkennt, daß es mittlerweile mehr Variation *innerhalb* von Familienformen gibt, als Variationen von Formen. Und diese Betrachtungsweise verkennt auch, daß es heute immer weniger über das tatsächliche Leben einer Person aussagt, wenn man weiß, in welcher Lebensform diese Person lebt. Was wissen wir beispielsweise, wenn wir sagen können, Frau Mey ist alleinerziehend. Wir wissen dann noch nichts über ihre Beziehungsnetze, über die Beziehung zum leiblichen Vater des Kindes, wir wissen nicht ob Frau Mey in einer festen Partnerschaft lebt; ebenfalls nicht bekannt sind die Motive oder Schicksalsschläge infolge derer diese Lebensform entstanden ist: etwa durch Verwitwung, Scheidung oder durch eine gezielte Entscheidung im Sinne einer, um ein Wort von Hartmann Tyrell zu verwenden, „unbemannten Mutterschaft“ - alles Kriterien, die soziologisch und für die Lebensumstände von Frau Mey weit wichtiger sind als die bloße Tatsache, daß sie nach den Kriterien der Haushaltsstatistik nicht mit einem Partner in einer Haushaltsgemeinschaft lebt, d.h. ein eventuell vorhandener Partner nicht anderswo seinen Hauptwohnsitz hat. Erst unter Einbeziehung solcher Informationen kann die individuelle Lebenssituation besser verstanden werden.

Auf makrostruktureller Ebene sind Aussagen über den Wandel der Familie wenig erhellend, wenn sie allein aufgrund der Verbreitung äußerlich strukturgleicher Lebensformen getroffen werden. Familiensoziologisch ist die Feststellung, daß in Großstädten jeder zweite Haushalt ein Einpersonenhaushalt ist, nicht sehr aussagekräftig und das gleiche gilt für das Label, Herr Götz ist ein Single. Aussagekräftig werden diese Feststellungen erst, wenn etwas über die makrosoziologischen und

individuellen Kontexte bekannt ist, die für das Zustandekommen dieser Lebensformen maßgeblich sind. Die Aussagen erhalten dann Sinn, wenn man weiß, wie viele dieser Alleinlebenden ledig sind, wie viele sich bewußt gegen Kinder entschieden haben, wie die Altersstruktur der Alleinlebenden aussieht, ob sie in festen Partnerschaften leben, von wie vielen diese Lebensform bewußt gewählt und auf Dauer angelegt ist usf (vgl. Macklin 1986). Verzichtet man auf solche Informationen, kann dies leicht zu falschen Schlußfolgerungen führen und man gerät in Gefahr, Kriterien zur Differenzierung von Lebensformen und damit Lebenslagen analytisch heranzuziehen, die im Zweifel für das Alltagsleben der Menschen ohne besonderes Gewicht sind. Ich denke dies wird besonders deutlich am Beispiel der Arbeiten von Ulrich Beck und seiner Frau, die die „schockierenden Entwicklungen“, die ihrer Meinung nach die Familiensoziologen und -innen so gar nicht sehen wollen, nämlich die Entstehung und Verbreitung nichtkonventioneller, d.h. in ihrem Sinn nichtkernfamilialer Lebensformen, in erster Linie anhand von zwei Merkmalen, Familienstand und Blutsverwandtschaft, feststellen; Merkmale, die für den Lebensvollzug vieler Menschen in der Bundesrepublik stark an Bedeutung verloren haben.

Ich möchte noch einmal festhalten: Lebensformen mit äußerlich gleichen Strukturmerkmalen differieren hinsichtlich ihrer Binnenstruktur, ihrer Entstehungszusammenhänge und ihrer subjektiven Sinnzuschreibungen so erheblich, daß die üblicherweise anhand der äußeren Strukturmerkmale vorgenommene undifferenzierte Subsumtion in eine Kategorie (z.B. Alleinerziehende oder Singles) mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zu unrichtigen Schlußfolgerungen führt.

Wenn wir über Lebensformen sprechen, müssen die Motive und Umstände ihres Zustandekommens Berücksichtigung finden, ebenso wie die Beziehungen und Partnerschaften zu Personen die, mit den Augen der amtlichen Statistik, nicht im Haushalt leben. Zur Differenzierung von Lebensformen ist es darüber hinaus erforderlich, sie im Kontext des Lebensverlaufs, d.h. v.a. im Zusammenhang mit dem Berufsverlauf und im Rahmen der Abfolge verschiedener Lebensformen zu betrachten. Eine nichteheliche Lebensgemeinschaft zweier zwanzigjähriger Studenten ist familiensoziologisch eben nicht dasselbe wie die strukturgleiche Lebensform zweier geschiedener Vierzigjähriger. Wichtig ist es daher mehr über den Prozeß und die Intentionen zu wissen, aufgrund derer sich eine Person in einer gegebenen biographischen Phase in einer bestimmten Lebensform befindet.

Was den Lebensverlauf betrifft ist es m. E. nötig, von entwicklungstheoretischen Modellen wegzukommen, die den Berufsverlauf als Vorbereitung, Aktivitätsphase und Retirement und die Familienentwicklung als Werbung, Partnerschaft, Elternfamilie und empty nest betrachten. Lebensverlauf in der Moderne ist nicht wie bisher als geordnete Abfolge von Zuständen zu denken, sondern als zum Teil zufällige, zum Teil geplante Aneinanderreihung von Zuständen, wobei Familien- und Berufsskripts eine besondere Bedeutung zukommt. In den Mittelpunkt des Lebensverlaufs treten zunehmend Entscheidungssituationen, und es wäre nötig, sich mehr damit zu beschäftigen warum und unter welchen Bedingungen Individuen bestimmte Entscheidungen treffen und welche Folgen diese haben, statt weiterhin den Fokus auf strukturelle Merkmale der Lebensformen und der Lebensverläufe zu richten.

Die sogenannten nichtkonventionellen Lebensformen sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen, strukturell betrachtet nicht neu. Neu sind die Entstehungskontexte und die gesellschaftliche Akzeptanz dieser Formen. Handelte es sich früher um Formen, die infolge ökonomischer und sozialer Umstände häufig als Notlösung entstanden und gesellschaftlich mehr oder weniger toleriert oder sanktioniert wurden, entstehen diese Lebensformen heute häufiger infolge einer bedingt freien Wahl und sie sind, zumindest normativ, gegenüber anderen Lebensformen nicht oder nicht mehr im früheren Umfang diskriminiert.

Die Entstehung und Verbreitung nichtkonventioneller Lebensformen stehen in engem Zusammenhang mit veränderten ökonomischen, normativen und Geschlechterverhältnissen. Der Trend zu nichtkonventionellen Lebensformen, wie wir ihn heute beobachten können, setzt die ökonomische Unabhängigkeit der Frau vom Mann voraus. Er ist eng an veränderte Werte und Lebensstile gekoppelt, Stichworte sind hier Autonomie, Unabhängigkeit, Selbstverwirklichung und er hängt zusammen mit dem normativen und ökonomischen Bedeutungsverlust konventioneller Lebensformen. Nichtkonventionelle Lebensformen sind in erster Linie Optimierungsversuche im Kontext der Lebensumstände und der Lebensorientierungen, Versuche, die häufig Variationen der konventionellen Familie darstellen. Variiert wird hinsichtlich des Familienstands, der Elternschaft, des biographischen Timings und der Dauer von Lebensformen. Nicht variiert wird bis heute bezüglich der Partnerschaft. Hier findet sich möglicherweise die Antwort auf die schon gestellte Frage, was eigentlich

konventionelle Lebensformen sind. Ich habe diese Frage vorhin für die Vergangenheit beantwortet; wie sieht es aber mit der Gegenwart aus? Obwohl die Gegenwartsgesellschaft ein Stück weit dadurch gekennzeichnet ist, daß es *keine* konventionellen Lebensformen in dem Sinne gibt, daß man sich an einem oder an wenigen leitbildhaften Vorgaben orientieren muß, ist dennoch ein weithin ungebrochenes Muster auszumachen - die *dyadische heterosexuelle Partnerbeziehung*. Es gibt, abgesehen von den zahlenmäßig wenigen eingefleischten Singles, d.h. den über weite Teile ihres Lebens bewußt partnerlos lebenden Menschen, kaum Versuche, Lebensformen jenseits der Paarbeziehung zu praktizieren. Alternative Lebensformen mit mehr als zwei Partnern werden in modernen westlichen Gesellschaft, trotz der strukturellen Option, praktisch nicht gelebt und auch die Zahl homosexueller Paare ist trotz der öffentlichkeitswirksamen Thematisierung verschwindend gering. Die neueste Studie aus den USA, „The Social Organization of Sexuality“ (Laumann/Gagnon/Michael/Michaels, 1994), gelangt zu einer Größenordnung von etwa einem Prozent an allen Partnerschaften. So überrascht es auch nicht, daß die in der amtlichen Statistik ausgewiesene Zahl von Zweierbeziehungen zwischen 1972 und 1992 in den alten Bundesländern um knapp zehn Prozent zugenommen hat (vgl. Niemeyer 1994: 509).

III.

Unabhängig von der Debatte, wie das Ausmaß des Wandels der Familie zu interpretieren ist, nahezu alle Beobachter gehen davon aus, daß der gesellschaftliche Modernisierungsprozeß zu einer Individualisierung der Lebensverläufe und zu einer Pluralisierung der Lebensformen geführt hat. So generalisiert ist diese Interpretation in verschiedener Hinsicht unpräzise, was ich im folgenden kurz erörtern möchte.

Beim jüngsten Wandel der Familie sind m.E. v.a. vier Entwicklungslinien erkennbar.

1. Gewandelt haben sich die äußeren Strukturmerkmale von Lebensformen. Dieser Wandel wird häufig einheitlich als „Pluralisierung“ interpretiert, eine Deutung, die so nicht zutreffend ist. Legt man einen engen Familienbegriff zugrunde, der sich an der bürgerlichen Kernfamilie orientiert und das

Vorhandensein von Ehe, Elternschaft und gemeinsamen Haushalt als konstitutiv annimmt, ist hinsichtlich des Wandels der äußeren Strukturmerkmale nach familialen und nichtfamilialen Lebensformen zu differenzieren. So betrachtet sind gegenläufige Entwicklungen festzustellen: eine „*Pluralisierung nichtfamilialer Lebensformen*“ und eine „*Homogenisierung familialer Lebensformen*“, die v.a. auf dem Rückgang von Familien mit mehr als zwei Kindern und auf dem fast völligen Verschwinden erweiterter Familienhaushalte, d.h. Haushalte mit Personen, die nicht zur Kernfamilie gehören, beruht.

2. Verändert haben sich auch die Binnenstrukturen der Familie in Richtung einer wachsenden Emanzipation von Frauen und Kindern und damit verbunden einer „*Pluralisierung von Gestaltungsformen*“ bei äußerlich gleichen Strukturmerkmalen. An die Stelle einer relativ einheitlichen Binnenstruktur ist eine größere Vielzahl von Gestaltungsformen getreten, die sich wegen des Fortbestands der traditionellen Männerrolle v.a. durch Form und Umfang der weiblichen Erwerbsbeteiligung unterscheiden. Allerdings bleiben bestimmte Muster der Rollengestaltung von Pluralisierungstendenzen weitgehend untangiert. Dazu gehört bspw. das Muster, daß Frauen nach einer Geburt ihre Berufstätigkeit unterbrechen oder aufgeben, wobei es während des Erziehungsurlaubs in den meisten Ehen zu einer dauerhaften Retraditionalisierung der Geschlechterrollen kommt.
3. Abgenommen hat die normative Verbindlichkeit der Institution Familie und die Reichweite der daran geknüpften verhaltensrelevanten Regelungen, ein Prozeß der als „*Deinstitutionalisierung*“ interpretiert werden kann.
4. Hat sich der Verlauf der Familienentwicklungsprozesse gewandelt, wobei das individuell stärker beeinflussbare Timing von Übergängen, die veränderte Dauer von Lebensphasen, die größere Offenheit bei der Aneinanderreihung vormals inkompatibler Lebensphasen sowie der veränderte Inklusionsgrad in bestimmte Lebensphase bzw. Lebensereignisse zu einer Ausdifferenzierung von Biographiemustern geführt haben. Ein Prozeß, der weibliche Biographiemuster in stärkerem Umfang erfaßt hat, als männliche. Vom Wandel weitgehend unberührt geblieben sind dagegen die auf Ehe und Familie gerichteten subjektiven Erwartungen, die Einstellungen zu Ehe und Elternschaft und der der Institution Ehe zugemessene gesellschaftliche Stellenwert.

IV.

Hinsichtlich der im gesellschaftlichen Modernisierungsprozeß entstehenden und sich verbreitenden nichtkonventionellen Lebensformen wird zumeist implizit unterstellt, daß es sich bei diesen Lebensformen um moderne, d.h. um neuartige und individuell infolge einer relativ unabhängig getroffenen Wahlentscheidung entstandene, Lebensformen handelt. Eine solche Betrachtung ist in verschiedener Hinsicht unzutreffend und bedarf ebenfalls der Präzisierung. Dabei ist zuerst die Frage zu beantworten „was heißt modern?“

Modernität kann nicht mit gesellschaftlicher Modernität gleichgesetzt werden. Zu differenzieren ist zwischen gesellschaftlicher, individueller und familialer Modernität. Gesellschaftliche Modernität bedeutet nicht notwendig auch familiäre oder individuelle Modernität. Umgekehrt können Individuen moderne Einstellungen und Absichten haben, obwohl sie in einer traditionellen Gesellschaft leben. Die auf den einzelnen Ebenen erreichten Modernitätsgrade beeinflussen sich wechselseitig, aber es bestehen keine zwingenden Zusammenhänge. Ähnliches gilt auf jeder Ebene für die verschiedenen Modernitätskriterien. Beispielsweise kann Familie gleichzeitig moderne und traditionelle Merkmale aufweisen, etwa in Form einer Gleichberechtigung der Geschlechter bei gleichzeitig eingeschränkten Scheidungsmöglichkeiten. Solche Formen von Modernitätsinkonsistenz sind instabile Muster, die in erster Linie als Zwischenstufen im Verlauf sozialen Wandels auftreten. Diese Überlegungen führen zu der Frage nach den Merkmalen und Kennzeichen gesellschaftlicher, individueller und familialer Modernität.

Gesellschaftliche Modernität variiert v.a. mit dem Grad strukturell bestehender Wahlmöglichkeiten, mit den gesellschaftlich zur Verfügung stehenden Möglichkeiten, von diesen Optionen tatsächlich selbstbestimmt Gebrauch zu machen und mit dem Ausmaß der Gleichverteilung der Zugangschancen zu diesen Wahlmöglichkeiten.

Individuelle Modernität variiert mit den individuellen Fähigkeiten sich selbstbestimmt und reflektiert für bestimmte Alternativen zu entscheiden und diese kreativ gestalten zu können.

Familiäre Modernität variiert in diesem Kontext mit dem Maß erreichter Gleichberechtigung aller Familienmitglieder, mit der Vielfalt gleichrangig legitimierter Lebensformen und

Lebensverläufe und mit der strukturellen Offenheit und Flexibilität zwischen diesen Lebensformen relativ frei entscheiden und wechseln zu können. Gleichberechtigung der Geschlechter meint dabei nicht Gleichheit, sondern bezieht sich auf die Offenheit und Flexibilität der Geschlechterrollen und auf die Spielräume zu ihrer individuellen Gestaltung.

Ein modernes Familienleben setzt die relativ freie Gestaltbarkeit der privaten Lebensführung voraus, was auch die Chance beinhaltet, ein Stück weit unabhängig von strukturellen Zwängen von einer Lebensform in eine andere wechseln zu können. Dies setzt, neben einem gewissen gesellschaftlichen Wohlstand, die relativ geringe Verbindlichkeit biographischer Entscheidungen voraus, was auch bedeutet, daß biographische Entscheidungen nur für begrenzte Lebensabschnitte getroffen, regelmäßig auf ihre Sinnhaftigkeit überprüft und gegebenenfalls revidiert werden können. Geringe Verbindlichkeit, ausgeprägte Revidierbarkeit, zeitlich und sozial begrenzte Reichweite familialer Entscheidungen sind, zusammen mit der daraus resultierenden Vielfalt von Lebensverläufen, Merkmale modernen Familienlebens bzw. moderner Lebensführung (vgl dazu Safilios-Rothschild 1970; Schneider 1994) und kennzeichnen, abgesehen von einer wesentlichen Ausnahme, der Elternschaft, die Situation in Deutschland. Der Übergang zur Elternschaft stellt, besonders für Frauen, eine schwer revidierbare und zumeist langfristig bindende Entscheidung dar. Die relative Optionsvielfalt, Flexibilität und Autonomie wird durch Elternschaft, einem weitgehend starren und unverrückbaren Relikt aus einer vergangenen Zeit, gleichsam pulverisiert. Elternschaft durchdringt das moderne Leben mit traditionellen Momenten und führt zu Widersprüchlichkeiten und Inkompatibilitäten im Kontext des Lebensvollzugs.

Versuchen wir auf der Grundlage dieser Überlegungen ein modernes Familienregime zu systematisieren:

Dimensionen und Merkmale eines modernen Familienregimes

- gesellschaftlich
 - strukturell gegebene Wahlmöglichkeiten
 - relative Entscheidungsfreiheit
 - geringer normativer Zwang
 - Vielfalt gleichrangig legitimierter Formen, Verläufe und Gestalten
- institutionell

- nicht institutionen-, sondern personenzentriert (bedeutet auch die Gleichberechtigung der Mitglieder der Lebensformen)
- Verhandlungshaushalte/-partnerschaften anstelle institutionalisierter Vorgaben
- Polyvalenz und Ambiguität von Lebensformen und -entscheidungen
- Revidierbarkeit, d.h. häufige Übergänge und relative Instabilität der Strukturen
- individuell
 - evaluative Reflexivität, d.h. hohe Bereitschaft zur optimierenden Adaption an sich wandelnde Lebensumstände und zu ihrer kreativen Gestaltung
 - große Bedeutung risikorationaler und nutzenmaximierender Entscheidungskriterien
 - biographische Kontingenzen beeinflussen die Lebensformen und -verläufe (darauf verweist auch Lüscher 1994)

Ein modernes Familienregime bedeutet nicht „anything goes“, d.h. Entscheidungsrestriktionen bestehen weiterhin und bilden sich teilweise neu. Das heißt auch, daß aus der Vielzahl von Lebensformen nicht auf einen Anstieg von Wahlmöglichkeiten geschlossen werden kann. Oftmals entstehen Lebensformen geradezu zwangsläufig im Kontext struktureller Gegebenheiten oder Notwendigkeiten, die unmittelbar aus der Lebenssituation resultieren. Eine Pluralisierung von Lebensformen kann somit auch die Folge einer Differenzierung der Sozialstruktur oder das Resultat von Kompositionseffekten sein, die unterhalb einer Zunahme von Handlungsoptionen angesiedelt sind. In diesem Zusammenhang ist eine Unterscheidung zwischen strukturellem und normativem Zwang angebracht. Im gesellschaftlichen Modernisierungsprozeß erfolgt v.a. eine Erosion normativen Zwangs, während strukturelle Zwänge häufig ungebrochen fortbestehen. Ohne daß sie absolut zugenommen hätten, werden strukturelle Zwänge daher in modernen Gesellschaften bedeutsamer.

Wie kann ein Zwischenfazit lauten? Nichtkonventionelle Lebensformen sind modernisierungstheoretisch dann als modern zu betrachten, wenn es sich um eine Lebensform handelt, in der kein Partner strukturell benachteiligt wird und die als Folge einer relativ selbstbestimmten Wahlentscheidung entstanden ist und aufrechterhalten wird. Modern heißt also nicht „neuartig“ im Sinn noch nie dagewesener struktureller Merkmale, wie der Begriff üblicherweise verwendet wird. So gesehen, muß man auch Ehe und Familie modernisierungstheoretisch als moderne

Lebensformen bezeichnen, da sie, wie Kurt Kreppner betont (zit. Im Spiegel 9/1995: 44), immer häufiger infolge einer bewußten Entscheidung entstehen (ähnlich argumentieren auch Strohmeier/Schulze 1994: 26).

V.

Ich komme nun zum letzten Teil meines Beitrages, in dem ich vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen einige generelle Betrachtungen über die sogenannten nichtkonventionellen Lebensformen in West- und Ostdeutschland anstellen möchte.

Die Wahl bzw. die Entstehung der Lebensform ist maßgeblich durch die sozialen und materiellen Lebensbedingungen und die spezifische individuelle Lebenssituation geprägt. In der DDR hatten in diese Kontext die normativen Leitbilder (Stichwort „sozialistische Familie“) und die staatliche Familienpolitik einen besonderen Stellenwert. Das Zusammenwirken normativen Zwangs und eines leistungsstarken Anreiz- und Belohnungssystems haben maßgeblich dazu beigetragen, daß es zur Ausbildung einer für die DDR typischen Konstellation von Lebensformen gekommen ist - was im übrigen auch für Timing und Inklusionsgrad biographischer Übergänge gilt.

Familie in der DDR war lange Zeit durch sozialen Wandel wenig tangiert. Bis Anfang der 80er Jahre war Wandel der Familie, soweit er stattfand, weitgehend gleichbedeutend mit fortschreitender Entdifferenzierung - sowohl hinsichtlich der äußeren Strukturmerkmale wie auch hinsichtlich der Binnenstruktur. Verschwunden sind Familien mit mehr als zwei Kindern und die Hausfrauenehe - ein Prozeß, der in der DDR viel früher eingesetzt hatte und weiter fortgeschritten war als in der Bundesrepublik. In den 80er Jahren kam es zum Bruch dieser Entwicklung. Es setzte eine sich allmählich beschleunigende Pluralisierung und Individualisierung der privaten Lebensführung ein, die sich v.a. auf die Gestaltung der vorehelichen Partnerschaftskarriere und auf das Scheidungs- und Nachscheidungsverhalten erstreckt hat. Weitgehend untangiert von diesen Entwicklungen blieb die für die DDR charakteristische frühe Familiengründung und die Gleichzeitigkeit von Elternschaft und Vollzeitberufstätigkeit beider Elternteile (vgl. Schneider 1994).

Der Pluralisierungsprozeß kam m. E. v.a. durch drei Faktoren in Gang: die Erosion gesellschaftlicher Leitbilder, die wachsende Instrumentalisierung der Familie als Versorgungs- und Erlebnisgemeinschaft (vgl. Gysi 1989) und die steigende Bedeutung zweckrationaler Nutzenkalküle bei der Entscheidung für eine Lebensform. Dabei haben nicht in erster Linie Mitnahmeeffekte familienpolitischer Leistungen eine Rolle gespielt, sondern vielmehr gezielte individuelle Bemühungen, die sozialpolitischen Leistungen in möglichst optimaler Weise auszuschöpfen. Eine besondere Bedeutung ist dabei den umfangreichen Vergünstigungen für alleinerziehende Mütter beizumessen, die wesentlich zu dem hohen Anteil nichtehelicher Geburten und zu der weiten Verbreitung alleinerziehender Frauen, die in vielen Fällen einen festen Partner hatten, geführt haben dürften. Während in der Bundesrepublik familienpolitische Regelungen wegen des geringen Leistungsumfangs insgesamt weniger bedeutsam sind und die Wahl der Lebensform v.a. in Richtung Ehe beeinflussen, gab es in dieser Hinsicht in der DDR eine eher ambivalente Situation. Zahlreiche Regelungen begünstigten Entscheidungen gegen die Ehe, andere, v.a. wohnungspolitische, legten Entscheidungen für die Ehe nahe.

Die Wahl der Lebensform und der Verlauf des Familienentwicklungsprozesses ist im Westen wie im Osten Gegenstand individuell intentionaler Lebensplanung, wobei jedoch unterschiedliche Motive den Entscheidungsprozeß beeinflussen. Nichtkonventionelle Lebensformen entstehen im Westen häufig infolge von Optimierungsversuchen von Individualität und damit zusammenhängend im Streben nach Autonomie und Selbstverwirklichung. In der DDR kann dies v.a. im Zusammenhang mit dem Scheidungsverhalten angenommen werden, während, wie erwähnt, voreheliche nichtkonventionelle Lebensformen häufig infolge optimierender Ausschöpfung sozialpolitischer Leistungen entstanden sind (so argumentiert auch Nave-Herz 1994: 10). Für Ost und West gilt, daß viele nichtkonventionelle Lebensformen modernisierungstheoretisch nicht eindeutig zu interpretieren sind, da sie oftmals im Kontext struktureller Erfordernisse ein Stück weit zwangsläufig entstehen.

Als entscheidende Unterschiede zur Bundesrepublik sind festzuhalten, daß in der DDR der strukturelle Zwang zur individualisierten Biographiekonstruktion fehlte und statt dessen ein umfassendes System strikter staatlicher Regelungen und Vorgaben einen vorhersehbaren und kalkulierbaren Lebensweg vorgab und, bei Wohlverhalten, sozial abgesichert hat (vgl. Schneider 1994). Hinzukommen die eingeschränkten biographischen

Optionsspielräume, die, darauf verweisen Strohmeier/Schulze (1995: 36) und Huinink (1995: 40), zu einer stärkeren Familienorientierung in den individuellen Lebenskonzepten führen. Diese Konstellation hatte auch zur Folge, daß im Osten die Gesellschaft in noch höherem Maße paarorientiert war als im Westen.

Über die exakte Verbreitung und Entwicklung nichtkonventioneller Lebensformen können für West- und Ostdeutschland nach den oben geforderten Kriterien keine Aussagen gemacht werden. Die Ergebnisse der amtlichen Statistik sind wegen ihrer ausschließlichen Fokussierung auf den Haushaltskontext in Bezug auf nichtkonventionelle Lebensformen wenig valide. Man muß davon ausgehen, daß mit ihren Daten die Verbreitung von Einpersonenhaushalten und Alleinerziehenden deutlich über-, die Zahl nichtehelicher Partnerschaften deutlich unterschätzt wird. Trotz dieser Vorbehalte erlauben sie jedoch einen Vergleich von Größenordnungen (vgl. Tab. 1). Dieser zeigt, daß Lebensformen, die üblicherweise als nichtkonventionell bezeichnet werden, im Osten insgesamt kaum weniger verbreitet sind als im Westen. Bezogen auf einzelne Lebensformen bestehen dagegen zum Teil größere Unterschiede. Während im Westen Alleinlebende und kinderlose Ehepaare weit stärker verbreitet sind, hatten und haben nichtkonventionelle Lebensformen mit Kindern im Osten eine deutlich höhere Verbreitung. Auf einen weiteren Unterschied möchte ich hinweisen: Während die Lebensform 'Alleinerziehend' im Osten häufiger als im Westen eine voreheliche Lebensform darstellt, ist es bei nichtehelichen Lebensgemeinschaften umgekehrt. Im Osten handelt es sich hier wesentlich häufiger um eine nacheheliche Lebensform.

Tab. 1: Nichtkonventionelle Lebensformen in West- und Ostdeutschland 1993

(Anteile bezogen auf alle Haushalte)

	alte Bundesländer		neue Bundesländer	
NEL insges.*	4		5	
mit Kinder		0,8		2,8
ohne Kinder		3,2		2,2
Alleinerziehende insges.**	3,4		7,4	
Frauen		3		6,5
Männer		0,4		0,9
Alleinlebende insges. (ohne Verwitwete über 60 Jahre)		23		17
ledig		16		9
geschieden o. verwitwet			7	8
kinderlose Ehepaare (Frauen zwischen 25 bis u. 50 Jahren)		5,6		2,8***
insgesamt		36		32,2

* davon beide Partner ledig: alte BL: 60 %; neue BL: 49 %

** davon Ledige: alte BL: 17 %; neue BL: 34 %

*** Schätzung

Quellen: Niemeyer 1994; Stat. Jahrbücher; telefon. Auskünfte des Stat. Bundesamts, eigene Berechnungen

Für Ost- und Westdeutschland gilt, daß nichtkonventionelle Lebensformen subjektiv selten als bewußte und dauerhafte Alternative zu konventionellen Formen gelebt werden. Häufig sind sie als Übergangsphasen konzipiert, sei es, weil sie ein Stück weit unfreiwillig entstanden sind, sei es, weil sie als optimierende Anpassung an die aktuelle Lebenssituation in ihrem Bestand an die Dauer einer bestimmten Lebensphase geknüpft sind. Nichtkonventionelle Lebensformen haben im Lebensverlauf zumeist den Charakter von Vor-, Nach- oder Zwischenformen zur konventionellen bürgerlichen Kernfamilie.

Ich will damit keineswegs in Abrede stellen, daß es den bewußten Single gibt, der schon mit 20 weiß, daß er nie eine Partnerschaft eingehen möchte oder Ehepaare, wo für beide Partner schon vor der Heirat feststeht, kinderlos zu bleiben - allerdings sind diese Lebensformen nur im Bereich von wenigen Prozent verbreitet. Ich kann nur einen Typus von Lebensformen erkennen, der als bewußte und dauerhafte Alternative zur bürgerlichen Kernfamilie konzipiert und etwas weiter verbreitet ist. Gemeint sind Lebensformen, in denen die Partner gezielt eine nicht-komplementäre Rollengestaltung praktizieren.

Literaturhinweise

- BECK, U./BECK-GERNSHEIM, E. (1989): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt/Main: suhrkamp
- BECK-GERNSHEIM, E. (1994): Auf dem Weg in die postfamiliale Familie. In: Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hg) (1994): Riskante Freiheiten. Frankfurt/Main: suhrkamp
- GYSI, J. (1989): Familienleben in der DDR. Berlin: Akademie Verlag
- HAMMES, W. (1994): Ehescheidungen 1993. In: *Wirtschaft und Statistik*, 12, 978-984
- HUININK, J. (1995): Familienentwicklung und Haushaltsgründung in der DDR: Vom traditionellen Muster zur instrumentellen Lebensplanung? In: Nauck, B./Schneider, N.F./Tölke, A. (Hg.): Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch. Stuttgart: Enke, 39-55
- LAUMANN, E.O./GAGNON, J.H./MICHAEL, R.T./MICHAELS, S. (1994): The Social Organization of Sexuality. Sexual Practices in the United States. Chicago: The University of Chicago Press
- LÜSCHER, K. (1994): Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung. Vortrag auf dem Europäischen Fachkongreß „Familienrealität und Familienleitbilder im Wandel“, Oktober 1994 in Bamberg
- MACKLIN, E.D. (1986): Nontraditional Family Forms. In: M.B. Sussman/Steinmetz, S.K. (eds.): Handbook of Marriage and the Family. New York and London: Plenum Press, 317-353
- NAVE-HERZ, R. (1994): Familie heute. Darmstadt: WBV
- NIEMEYER, F. (1994): Nichteheleiche Lebensgemeinschaften und Ehepaare - Formen der Partnerschaft gestern und heute. In: *Wirtschaft und Statistik*, 7, 504-517
- SAFILIOS-ROTHSCHILD, C. (1970): Towards a Cross-Cultural Conceptualization of Family Modernity. In: *Journal of Comparative Family Studies*, 1, 17-25
- SCHNEIDER, N.F. (1994): Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Stuttgart: Enke
- STROHMEIER, K.P./SCHULZE, H.J. (1995): Die Familienentwicklung der achtziger Jahre in Ost- und Westdeutschland im europäischen Kontext. In: Nauck, B./Schneider, N.F./Tölke, A. (Hg.): Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch. Stuttgart: Enke, 26-38
- DER SPIEGEL (1995): Familie in der Falle. Heft 9, 40-63
- ZAPF, W./MAU, S. (1993): Eine demographische Revolution in Ostdeutschland? *Informationsdienst Soziale Indikatoren*, 10, 1-5

Familienentwicklung in West- und Ostdeutschland*

Gegenstand meines Vortrags sind der Wandel und die gegenwärtige Situation von Familie und privater Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Dazu möchte ich

1. zunächst die Familienentwicklung in der Bundesrepublik während der vergangenen 25 Jahre analysieren. Daran anschließend
2. die Familienentwicklung in der ehemaligen DDR skizzieren und
3. schließlich die gegenwärtigen Entwicklungen in den neuen Bundesländern näher betrachten.

Dabei möchte ich jeweils einige empirische Basisinformationen geben und die wichtigsten soziologischen Erklärungen und Interpretationen diskutieren.

I. Familienentwicklung in Westdeutschland

Daß sich Familie und private Lebensführung in den vergangenen 25 Jahren tiefgreifend gewandelt haben, gehört zum selbstverständlichen Erfahrungsschatz der meisten Menschen in der Bundesrepublik. Gewandelt haben sich in erster Linie

- die äußeren Strukturmerkmale von Familie und privater Lebensführung in Richtung einer "Pluralisierung der Lebensformen",
- der Verlauf der Familienentwicklungsprozesse in Richtung einer "Entstandardisierung der Normalbiographien"
- die Binnenstrukturen der Familie in Richtung einer wachsenden Emanzipation der Frau und der Kinder und
- der gesellschaftlich normative Stellenwert der Institution Familie, ein Prozeß der als "Deinstitutionalisierung" interpretiert wird.

Vom Wandel weitgehend unberührt geblieben sind die auf Ehe und Familie gerichteten subjektiven Erwartungen, die Einstellungen

* Vortrag am 27.7.1994 im Rahmen der Zweiten Deutsch-Koreanischen Konferenz an der Universität Erlangen

zu Ehe und Elternschaft und der der Institution Ehe zugemessene gesellschaftliche Stellenwert.

Geburtenrückgang, Heiratstief, und Scheidungslawine sind Stichworte, die im Zusammenhang mit dem Wandel der Familie immer wieder fallen. Über Ausmaß und Verlauf der Veränderungsprozesse bestehen jedoch oftmals Fehleinschätzungen. Umstritten ist zudem, wie jene Entwicklungen zu interpretieren sind und welche Folgen daraus für die Gesellschaft und die Zukunft der Familie resultieren.

Die Positionen könnten dabei unterschiedlicher kaum sein. Auf der einen Seite wird der jüngste Wandel als Strukturbruch und grundsätzlicher Gestaltwandel der Familie und ihre gegenwärtige Situation als historisch völlig neuartig interpretiert. Auf der anderen Seite gibt es Positionen, die den Wandel von Ehe und Familie weniger dramatisch sehen. Dann ist vom Bedeutungswandel der Familie die Rede und von der relativen Stabilität ihrer Strukturen und Funktionen.

Bevor ein vorschnelles Urteil abgegeben wird, sollte zunächst berücksichtigt werden, daß die gegenwärtigen Veränderungen von Familie und privater Lebensführung v.a. auch deshalb so dramatisch erscheinen, weil sie sich vor dem Hintergrund einer historisch einmaligen Situation ereignen, nämlich der völligen Dominanz der bürgerlichen Kleinfamilie in den 50er und 60er Jahren. Seit 20 Jahren schwindet diese Dominanz im Zuge einer wachsenden Individualisierung der privaten Lebensführung.

Individualisierung der privaten Lebensführung meint, daß sich Familie und Partnerschaft immer mehr aus dem Einflußbereich öffentlicher Kontrolle und sozialer Normierung entfernen und zunehmend individuell gestaltbar werden. Die Lebenssituation der Menschen erfährt im Zuge des gesellschaftlichen Individualisierungsprozesses einen grundlegenden Wandel: Während sie früher durch einen weitgehend eingeschränkten Entscheidungsspielraum, aber ein hohes Maß an Vorhersehbarkeit, Stabilität und identitätsstiftenden Bezügen gekennzeichnet war, ist sie heute durch eine relative Optionsvielfalt und einem Mehr an individueller Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, aber auch durch Entscheidungszwang, Unsicherheit und Ambivalenz gekennzeichnet.

Als unmittelbare Folge der Individualisierungsprozesse kommt es, so die gängige Lehrmeinung, zur Pluralisierung der Formen und Verläufe der privaten Lebensführung. Tatsächlich hat eine Pluralisierung der private Lebensführung im Vergleich mit den

60er Jahren stattgefunden. Allerdings ist der jetzige Zustand keineswegs ein neuartiges Phänomen - im Gegenteil: Kennzeichnend für viele historische Phasen und Gesellschaften war die Vielfalt der Formen und Verläufe der privaten Lebensführung. Variabel war stets das Ausmaß der Vielfalt, das abhängig ist von normativen und ökonomischen Handlungsspielräumen. Somit haben wir es eher mit einer „Rückkehr zur Normalität der Vielfalt“ zu tun.

Im folgenden möchte ich versuchen, einige Aspekte des familialen Wandels etwas detaillierter zu betrachten und mich dabei auf die folgenden Aspekte konzentrieren:

1. Der Wandel der *äußeren Strukturmerkmale* der Lebensformen wird, wie bereits erwähnt, durchgängig als Pluralisierung interpretiert. Argumentiert wird, daß Lebensformen, v.a. NEL, LAT, Stieffamilien, Singlehaushalte und bewußt kinderlose Ehepaare, die sich strukturell von der Kernfamilie unterscheiden, ausdifferenzieren und an Bedeutung gewinnen. Diese Interpretation muß m.E. jedoch relativiert werden. Der Wandel der Familie während der vergangenen 25 Jahre ist auch durch bedeutsame Entdifferenzierungsprozesse gekennzeichnet: ich denke hier v.a. an zwei Entwicklungen: die Kinderzahl, die sich immer mehr auf null, ein oder zwei Kinder beschränkt und an das fast völlige Verschwinden erweiterter Haushalte, d.h. von Haushalten, in denen auch Personen leben, die nicht zur Kernfamilie gehören.

2. Auf der Ebene der *innenfamilialen Beziehungsstrukturen*, und dies gilt für die Generationen- wie für die Geschlechterbeziehungen, hat die jüngste Entwicklung der Familie zu einer Stärkung der Rechte der einzelnen Familienmitglieder geführt, während die Souveränität der Familie als Einheit gesunken ist. Die Unantastbarkeit der Familie, wie sie bis 1977 als Grundprinzip familienpolitischen Handelns bestand, ist der Einsicht gewichen, daß es öffentliche Interventionspflichten gibt, die nicht vor dem vermeintlichen Privatraum Familie haltmachen dürfen. Die Verletzung elementarer Rechte von Familienmitgliedern durch Familienmitglieder gilt nicht länger als innerfamiliale Angelegenheit wie an den Themen Vergewaltigung in der Ehe oder Mißbrauch von Kindern deutlich wird.

Juristisch sind Ehemänner und Ehefrauen in der Bundesrepublik erst 1977 formal gleichgestellt worden. Bis dahin folgte die Gesetzgebung der Vorstellung der natürlichen Unterordnung der

Frau unter den Mann.

Nun bedeutet formale Gleichberechtigung nicht unbedingt Gleichheit in der Alltagswirklichkeit. Es ist bekannt, daß ein Machtvorsprung des Mannes dort begünstigt wird, wo die Frau materiell vom Mann abhängig ist. Dies ist lebenslaufspezifisch heute dort der Fall, wo Frauen nach einer Geburt ihre Berufstätigkeit unterbrechen oder aufgeben. Mit dem Erziehungsurlaub, das zeigen von uns durchgeführte Untersuchungen sehr deutlich, kommt es in den meisten Ehen zu einer Retraditionalisierung der Geschlechtsrollen, die auch bestehen bleibt, wenn die Frau wieder berufstätig ist. Fehlende oder unzureichende öffentliche Kinderbetreuungsstätten beeinträchtigen zudem die Chancen der Mütter zur Ausübung einer entsprechenden Berufstätigkeit und begünstigen damit nicht nur die Stabilisierung traditioneller Arbeitsteilung, sie fördern dadurch auch die Dominanz der Männer in der Partnerschaft.

Trotz des in den vergangenen Jahrzehnten deutlich spürbaren Wandels von traditionellen zu partnerschaftlich orientierten Geschlechtsrollen bestehen in allen Partnerschaftsformen die Muster traditioneller geschlechtstypischer Arbeitsteilung fort. Frauen sind durch Haushaltstätigkeiten in doppelter Hinsicht stärker betroffen als Männer. Sie übernehmen nach wie vor den größten Teil der Hausarbeit und sie sind normativ mit der Zuständigkeit für diese Tätigkeiten konfrontiert. Der Zeitaufwand, den Männer für die Hausarbeit aufwenden, betrug in der Bundesrepublik in den achtziger Jahren zwischen 15 und 23 Prozent des Anteils, der von Frauen geleistet wurde (Keddi/Seidenspinner 1991: 162; Berger-Schmitt 1986: 118).

Der Wandel des Rollenverständnisses scheint somit eher in den Einstellungen, weniger im Verhalten der Männer wie auch vieler Frauen stattgefunden zu haben.

Die Veränderungen der binnenfamilialen Beziehungsstrukturen haben die Eltern-Kind-Beziehungen und die kindlichen Lebensverhältnisse noch stärker tangiert als die Partnerbeziehungen. Dabei hat sich die Position des Kindes innerhalb der Familie entscheidend gewandelt. Die traditionelle Autorität der Eltern und ihr ausgeprägter Machtvorsprung gegenüber den Kindern ist vermehrt egalitären Umgangsformen gewichen. Juristisch hat dieser Wandel in der Bundesrepublik mit der Reform des Kindschaftsrechts im Jahr 1980 seinen Niederschlag gefunden. Mit dem Ersatz des Begriffs der "elterlichen Gewalt" durch den der "elterlichen Sorge" im

Bürgerlichen Gesetzbuch ist diesem Wandel auch semantisch Ausdruck verliehen worden.

Das Kind nimmt häufig die zentrale Position in der Paarbeziehung und in der individuellen Lebensplanung ein - und das nicht selten schon lange vor seiner Geburt. Um die individuelle Entfaltung des Kindes bemüht, organisieren die Eltern ihren Lebenslauf und später ihren Tagesablauf um das Kind herum. Die selbst gestellten Ansprüche an Elternschaft haben sich erhöht und sind von einer starken Emotionalisierung der Eltern-Kind-Beziehung begleitet. Der hoch internalisierte Normkomplex der verantworteten Elternschaft führt in vielen Fällen zum Aufschub des Kinderwunsches, da man Kinder nur dann in die Welt setzen will, wenn man sich in der Lage fühlt und bereit ist, der hohen Erziehungsverantwortung voll gerecht zu werden.

Die Schattenseite dieser Entwicklung ist die zunehmende Funktionalisierung der Kinder. Sie sind mit den Aufstiegsaspirationen ihrer Eltern konfrontiert und nicht selten Instrumente weiblicher wie männlicher Selbstverwirklichung. In ihrer Funktion, emotionale Bedürfnisbefriedigung zu gewähren, Freude zu machen und Lebenssinn zu stiften ist die Eltern-Kind-Beziehung oftmals stärker instrumentalisiert als die Partnerbeziehung und von den gleichen Gefahren bedroht wie diese. Je stärker der emotionale Code in den Mittelpunkt der Beziehung rückt, desto anfälliger wird ihre Stabilität.

Demographische Verhaltensweisen

a. Heirat

Die die familialen Lebensformen verändernden Entwicklungen haben eines gemeinsam - sie tangieren den vormals exklusiven Charakter der Ehe. Die Institution Ehe hat ihre exklusive Monopolstellung verloren. Rechte und Handlungsspielräume, die noch vor 25 Jahren fast ausschließlich mit einer Eheschließung erworben wurden, sind heute von der Institution Ehe weitgehend abgekoppelt wie die Beispiele Sexualität und Kohabitation verdeutlichen. Heirat und Ehe haben an 'objektivem' Nutzen eingebüßt. Indem Ehe immer weniger Nutzen für die Menschen stiftet, verliert sie für viele ihren Sinn. Die meisten, die nicht heiraten, tun dies nicht etwa deshalb, weil sie die Eheschließung grundsätzlich ablehnen, sondern weil es ihnen schlicht egal ist, ob sie verheiratet sind oder nicht. Noch stärker als für Männer ist der 'objektive' Nutzen der Ehe für Frauen gesunken. Die klassische

Hausfrauenehe, mit ihrer komplementären Rollengestaltung und der ökonomischen Absicherung der Frau durch den Mann, zum Preis ihrer Unterwerfung unter die männliche Autorität, hat mit der veränderten gesellschaftlichen Position der Frau ihre Attraktivität verloren und sich eher als hinderlich für eine selbstbestimmte Lebensgestaltung der Frauen entwickelt.

Der Verlust des exklusiven Charakters der Ehe geht mit einem veränderten Heiratsverhalten einher, das sich im Rückgang der Heiratsneigung, im zeitlichen Aufschub der Eheschließung und in der Veränderung der Heiratsmotive äußert. Die Liebesheirat hat ausgedient. Liebe scheint, technisch gesprochen, immer häufiger eine Art notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für Heirat zu sein. Erst das Zusammentreffen intensiver gefühlsmäßiger Bindungen und erkennbarer zweckrationaler Vorteile motiviert zur Eheschließung. Dabei scheinen Kinderwunsch und Schwangerschaft nicht die überragende Bedeutung als Heiratsgrund zu haben wie es die immer wieder vorgetragene These der „kindorientierten Eheschließung“ nahelegt (zusammenfassend Nave-Herz 1989). So können die Ergebnisse einer von uns durchgeführten Studie interpretiert werden, wonach 44 Prozent nicht aus kindorientierten Motiven geheiratet haben.

b. Elternschaft

Der Entscheidungsprozeß für oder gegen Kinder und die Terminierung ihrer Geburt werden heute regelmäßig als Ergebnis freier individueller bzw. partnerschaftlicher Dispositionen betrachtet, die im Gesamtkontext von Lebensplänen und -situationen abgestimmt sind. Diese Betrachtung muß in verschiedener Hinsicht korrigiert werden. Je stärker Elternschaft in den Bereich individueller Disposition rückt, desto stärker wirken die aktuelle Lebenssituation und allgemeine gesellschaftliche Rahmenbedingungen auf den Entscheidungsprozeß ein. Hinzukommt, daß die Vorstellung aufgegeben werden muß, Schwangerschaften seien in Zeiten frei verfügbarer, sicherer Verhütungsmittel größtenteils Ergebnis rationalen Entscheidungsverhaltens. Jede zweite bis dritte Schwangerschaft kommt ungewollt oder ungeplant zustande. Das jedenfalls besagen die Ergebnisse mehrerer Studien.

Dem rundum rationalen Timing stehen auch biologische und psychosomatische Barrieren im Weg. Darauf verweisen die steigende Inanspruchnahme der modernen Reproduktionsmedizin und Ergebnisse der sozialwissenschaftlichen Forschung, die besagen, daß bei der Hälfte der Ehepaare, die nach fünfzehn Ehejahren

noch kinderlos sind, medizinische Gründe und nicht fehlende Kinderwünsche ausschlaggebend sind (Nave-Herz 1988).

Obwohl also aufgrund der genannten Argumente davon auszugehen ist, daß der Übergang zur Elternschaft nicht regelmäßig Ergebnis rationalen Planungsverhaltens ist, hat sich Elternschaft zu einer Option unter anderen in den Lebensplänen der Menschen entwickelt. Die Harmonisierung der sich zum Teil ausschließenden Lebensziele ist eine Aufgabe, deren Lösung im Gesamtkontext der individuellen Biographie immer zentraler wird, wobei zwei Lösungsstrategien dominieren: Einige versuchen unter bewußtem Verzicht auf Alternativen ihre Interessen hinsichtlich einer Option zu verwirklichen, andere sind über die Planung der zeitlichen Abfolge bestimmter Lebensereignisse bemüht, verschiedene Optionen miteinander zu vereinbaren. Dabei rückt das flexible und bedürfnisgerechte Timing dieser Lebensereignisse in den Mittelpunkt der individuellen und partnerschaftlichen Lebensgestaltung.

Als Folge werden die Kinder in der Bundesrepublik immer häufiger erst geboren, nachdem eine gesicherte soziale und berufliche Position erreicht und eine stabile Partnerschaft gegeben ist. Gegenwärtig werden ebenso viele erste (eheliche) Kinder von Frauen über 30 Jahren geboren wie von Frauen unter 25 Jahren (ca. je 30 Prozent) und nur etwa jede neunte Geburt ist unehelich.

c. Scheidung

Ehescheidung hat im Rahmen der Familienentwicklung in den vergangenen zwei bis drei Jahrzehnten einen beträchtlichen Bedeutungszuwachs erfahren und sich dabei von einem unkalkulierten und nicht eingeplanten zu einem Ereignis entwickelt, das immer häufiger antizipiert und als mögliche Option Teil der persönlichen Lebensplanung vieler Menschen geworden ist. Ehescheidung hat im Zuge dieser Entwicklung das Stigma der Abweichung und der moralischen Verfehlung mehr und mehr verloren und sich zu einem Stück gesellschaftlicher und individueller Normalität entwickelt. Mit der Liberalisierung des Scheidungsrechts hat die Gesellschaft auf diese Entwicklungen reagiert und ihnen gleichzeitig den Weg geebnet. Scheidung hat in den letzten Jahren einen neuen Stellenwert erhalten. Die Möglichkeit zur "leichten Scheidung" (Roussel 1980) ist in einer individualisierten, nach Optionsvielfalt und Flexibilität strebenden Gesellschaft ein sozialer Mechanismus, der den Fortbestand der Institution Ehe sichert. Ohne die Möglichkeit zur leichten Scheidung wären die mit einer Eheschließung

verbundenen langfristigen Einschränkungen der individuellen Entfaltungsmöglichkeiten so gravierend, daß die Abkehr von der Ehe noch ausgeprägter wäre, als dies ohnehin der Fall ist.

Resümierend zur Situation in Westdeutschland möchte ich bemerken, daß trotz aller Modernisierungstendenzen nicht von einer einheitlichen Entwicklung gesprochen werden kann: Der Wandel der Familie und der privaten Lebensführung erfolgte in einem Schub in den 70er und frühen 80er Jahren. Seitdem hat kein weiterer grundsätzlicher Wandel stattgefunden. Weitergehende Individualisierung und Enttraditionalisierung, verbunden mit der Tendenz zur Abkehr von Standardbiographie und Kernfamilie, sind seitdem in der Bundesrepublik ebenso nachweisbar wie Fortbestand und Restauration traditioneller Modelle.

II. Familienentwicklung in der DDR

Im Vergleich zur Familienentwicklung in der Bundesrepublik bestehen m.E. zwei grundlegende Unterschiede. Der erste besteht darin, daß es in der DDR zur Berufstätigkeit von Frauen, unabhängig von ihrer familialen Situation, weder normativ noch faktisch Alternativen gab. Für die hohe Erwerbsbeteiligung der Frauen gab es sowohl individuell-ökonomische Gründe, zur Sicherung eines befriedigenden Lebensstandards einer Familie waren in der Regel zwei Erwerbseinkommen erforderlich, als auch gesellschaftliche Gründe. Familie und Familienentwicklungsprozesse waren in der DDR in besonderer Weise durch den Gesamtzusammenhang gesellschaftlicher Leitvorstellungen, staatlicher Familienpolitik und sozialer und materieller Lebensbedingungen geprägt. Das Zusammenwirken normativen Zwangs und eines leistungsstarken Anreiz- und Belohnungssystems haben maßgeblich dazu beigetragen, daß das gesellschaftliche Leitmodell in den Lebensentwürfen und Lebensvollzügen der meisten Menschen Eingang fand und das Familienleben in der DDR durch die weithin obligatorische Gleichzeitigkeit von Elternschaft und Vollzeitberufstätigkeit von Männern und Frauen gekennzeichnet war.

Im Kontext des hohen normativen Erwartungsdrucks und des leistungsstarken familienpolitischen Anreizsystems ist auch die zweite Spezifität der Familienentwicklung in der DDR zu sehen, nämlich die biographisch sehr früh erfolgenden Übergänge in Ehe

und Elternschaft. Beispielsweise lag das durchschnittliche Alter der Frauen bei der ersten Geburt 1985 unter 22 Jahren und lag damit 4 1/2 Jahre unter dem in der Bundesrepublik.

Familie in der DDR war lange Zeit durch sozialen Wandel wenig tangiert. Bis in die 80er Jahre war Wandel der Familie, soweit er stattfand, weitgehend gleichbedeutend mit fortschreitender Entdifferenzierung.

In den 80er Jahren kam es zum Bruch dieser Entwicklungsrichtung. Es setzte eine sich allmählich beschleunigende Pluralisierung und Individualisierung der privaten Lebensführung ein, die sich v.a. auf die Gestaltung der vorehelichen Partnerschaftskarriere und auf das Scheidungs- und Nachscheidungsverhalten erstreckt hat (die DDR hatte eine der höchsten Scheidungsraten der Welt). Weitgehend untangiert von diesen Entwicklungen blieb die für die DDR charakteristische frühe Familiengründung und die Gleichzeitigkeit von Elternschaft und Vollzeiterwerbstätigkeit beider Elternteile.

Zur Erklärung von Situation und Wandel der Familie in der DDR dominieren in der Literatur vier Thesen, die ich im folgenden kurz darstellen und diskutieren möchte:

a. Im Sinne der *Rückzugsthese* (Gysi 1989) hat sich Familie mehr und mehr zum privaten Rückzugsraum entwickelt, der von den gesellschaftlich verregelten Institutionen und Lebensbereichen abgegrenzt wurde. Die Hinwendung zu Ehe und Familie erfolgte im Zuge einer sich rasch vergrößernden Distanzierung zu Staat und Gesellschaft. Auf der Suche nach identitäts- und sinnstiftenden Lebensbereichen sahen viele Bürger der DDR, so der Kern der „Rückzugsthese“, in der Familie einen adäquaten Sinnersatz für die massenhaft an Bedeutung verlierenden gesellschaftlichen Werte und Ziele.

Kritisch ist zur Rückzugsthese anzumerken, daß die familiäre Privatheit nicht unbeeinflusst von den staatlichen und gesellschaftlichen Kontroll- und Überwachungsbemühungen geblieben ist. Familie in der DDR war nicht der abgeschottete und durchprivatisierte Lebensbereich, in dem sich die Menschen individuell entfalten konnten, nicht der Rückzugsraum, mit hoch emotionalisierten Beziehungen und nicht die Gegenwelt zur Gesellschaft, sondern eine von strukturellen Rahmenbedingungen und staatlichen Einflußversuchen in erheblichem Umfang durchdrungene und von ihren Mitgliedern als Versorgungs- und Erlebnismgemeinschaft instrumentalisierte Lebenssphäre. Die für

staatssozialistische Gesellschaften typische Regulierung reichte weit in das Privatleben und ihre Befolgung wurde durch ein eng geknüpftes Netz formeller und informeller sozialer Kontrollen zu überwachen versucht. Die sorgsam gehütete Intimsphäre war einem hohen Anpassungsdruck ausgesetzt, der verhinderte, daß sich Handlungs- und Entscheidungsfreiheit im Familien- und Privatbereich unabhängig entwickeln konnten.

b. Konträr zur Rückzugsthese basiert die *Entfunktionalisierungsthese* auf der Annahme, daß die Familie staatlich weitgehend kontrolliert und gesteuert ist. Indem staatliche Institutionen vormals exklusiv familiäre Funktionen wie z.B. Sozialisation (mit-)übernehmen, wird die Institution Familie sozial abgewertet und ihrer gesellschaftlichen Funktionen weitreichend entledigt (Rueschemeyer 1988). Obwohl die Entfunktionalisierungsthese nicht in Einklang mit der offiziellen DDR-Lesart über Sinn und Bedeutung der Familie steht und vordergründig auch nicht mit dem hohen Niveau der subjektiv an die Familie herangetragenen Erwartungen kompatibel ist, spricht einiges für die Richtigkeit ihrer Kernaussage. Zumindest kann, nach meiner Einschätzung, im Vergleich zur Bundesrepublik von einer relativen Entfunktionalisierung der Familie gesprochen werden.

Damit zusammenhängend war auch die Deinstitutionalisierung von Ehe und Familie in der DDR weiter fortgeschritten als in der Bundesrepublik. Besonders deutlich wird dies am hohen Anteil der außerhalb der Ehe geborenen Kinder. Jedes dritte Kind wurde in den 80er Jahren von nicht verheirateten Frauen zur Welt gebracht.

Nach der Wende hat ein Prozeß der Refunktionalisierung der Familie eingesetzt. Aufgaben, v.a. im Zusammenhang mit der Kinderbetreuung und der Altenpflege fallen vermehrt wieder an die Familie zurück, was in erster Linie mit einer Aufgabenerweiterung für Frauen und mit einer normativen Aufwertung der familialen Sozialisationstätigkeit verbunden ist.

c. Mit der *Normalitätsthese* wird darauf abgestellt, daß die propagandistisch verbreitete und gesellschaftspolitisch untermauerte Familienideologie das Handeln und Entscheiden der Menschen in der DDR stark durchdrungen hat. Die staatliche Propaganda, die biographischen Erfahrungen mit den institutionellen Verregelungen von Kindheit, Jugend und Erwachsenenexistenz und die im Alltag massenhaft anzutreffende "Uniformität der Lebensgestaltung" (Meier 1991: 336-338) haben

den propagierten Verhaltensmodellen zu einem hohen Selbstverständlichkeitsgrad verholfen und dazu geführt, daß diese vielfach unhinterfragt nachgeahmt und übernommen wurden. Zusätzlich verstärkt, so wird etwa von Engler und von Maaz argumentiert, wurde die hohe Verhaltenskonformität durch spezifische psychische Prädispositionen der Menschen in der DDR, die sich u.a. im "Bedürfnis nach eindeutigen Verhaltensvorgaben ... (und in) Unsicherheiten und Unlustgefühle in bezug auf Veränderungen und Entscheidungen ..." niederschlugen (Engler 1990: 63, hier zitiert nach Bast/Ostner 1992: 232).

Von „Normalbiographien“ zu sprechen ist insoweit zutreffend, wie die im Vergleich zur Bundesrepublik relative Gleichzeitigkeit von biographischen Übergängen in den ersten Phasen der Familiengründung und die geringe sozialstrukturelle Differenzierung der privaten Lebensführung thematisiert wird. Kritisch ist einzuwenden, daß der weitere Verlauf der privaten Lebensführung durch die hohe Scheidungs- und Wiederheiratsdynamik eher als entstandardisiert und pluralisiert erscheint. Gegen die These spricht auch, daß der hohe Anteil von nichtehelichen Geburten zu relevanten Differenzierungen auch der frühen Phasen des Familienentwicklungsprozesses geführt hat.

d. Mit der *Sozialstaatsthese* werden zweckrationale Nutzenkalküle für die Verbreitung bestimmter Muster der privaten Lebensführung verantwortlich gemacht (Schneider 1994). Nicht nur Mitnahmeeffekte familienpolitischer Leistungen, sondern gezielte individuelle Bemühungen, die sozialpolitischen Leistungen in möglichst optimaler Weise auszuschöpfen, haben die Gestaltung der privaten Lebensführung beeinflußt und zur Entstehung der skizzierten DDR-spezifischen Muster beigetragen.

Zusammenfassend zur Situation von Familie und privater Lebensführung in der DDR möchte ich hervorheben - und gerade in diesem Punkt liegt m.E. ein sehr maßgeblicher Faktor für die gegenwärtigen Entwicklungen in den neuen Bundesländern, daß im Unterschied zur Bundesrepublik der strukturelle Zwang zur individualisierten Biographiekonstruktion fehlte, und statt dessen ein umfassendes System strikter staatlicher Regelungen und Vorgaben einen vorhersehbaren und kalkulierbaren Lebensweg vorgab und, bei Wohlverhalten, sozial abgesichert hat.

III. Familie im Umbruch

Der demographische Einbruch

Der gesellschaftliche Umbruch hat die Lebensbedingungen im Osten Deutschlands grundlegend verändert und zu massiven Verwerfungen der Lebensvollzüge der meisten Menschen geführt. Augenfällig ist der drastische und in seiner Form historisch beispiellose Rückgang der Heirats-, Scheidungs- und Geburtenhäufigkeit. Zwischen 1988 und 1992 ist die Zahl der Eheschließungen um fast zwei Drittel, die der Scheidungen um achtzig Prozent und die der Geburten um ca. sechzig Prozent gesunken. Diese massiven Verhaltensänderungen erfolgten, obwohl die auf Ehe und Familie gerichteten Einstellungen und Orientierungen nahezu ungebrochen fortbestehen und die Option Familiengründung in den Lebensplänen der meisten jungen Menschen in den neuen Bundesländern unverändert eine wichtige Rolle spielt (vgl. Habich/Landua/Seifert/Spellerberg 1991).

Zur Erklärung der abrupten Veränderungen im demographischen Verhalten werden in der Forschungsliteratur drei z.T. zusammenhängende Thesen vertreten:

- *Modernisierungsthese*: Unterstellt wird bei dieser v.a. von Wolfgang Zapf vertretenen Position, daß sich das demographische Verhalten in den neuen Bundesländern rasch an die im Westen verbreiteten Muster angleicht. Dieser Anpassungsprozeß, der in erster Linie durch den biographischen Aufschub demographischer Übergänge erfolgt und als "nachholende Modernisierung" interpretiert wird, führt vorübergehend zu einem starken Absinken der Heirats- und Geburtenhäufigkeit;
- *Kontinuitätsthese*: Der demographische Umbruch ist die Folge des bereits zu DDR-Zeiten begonnenen und sich kontinuierlich fortsetzenden Wandels der privaten Lebensführung (Dorbritz 1992).
- *Problembewältigungsthese*: Die Einbrüche im demographischen Verhalten werden als direkte Folge massenhaft angewendeter individueller Strategien zur Problembewältigung (vgl. Zapf/Mau 1993) interpretiert, wobei die Menschen versuchen, alle Entscheidungen mit langfristiger Verbindlichkeit und schwer kalkulierbaren Folgen im privaten Bereich soweit als möglich aufzuschieben oder völlig auszusetzen, bis ihre Lebensverhältnisse konsolidiert und die Unsicherheiten mit den neuen Rechtsverhältnissen überwunden sind.

Allen drei Positionen liegt die Annahme zugrunde, daß sich die demographischen Verhaltensweisen der Menschen in den neuen Bundesländern rasch und ohne regionale, sozialstrukturelle oder kohortenspezifische Differenzierungen weitgehend an die im Westen verbreiteten Muster angleichen werden. Weiterhin wird unterstellt, daß diese Angleichungsprozesse die verschiedenen demographischen Verhaltensweisen in vergleichbarer Weise betreffen.

Beiden Annahmen ist mit Vorsicht zu begegnen. Weder lassen sich Bevölkerungsweise und Familienleben in der DDR im Vergleich zur Bundesrepublik generell als „weniger modernisiert“ betrachten, noch sind die gegenwärtigen demographischen Einbrüche auf die gleichen Ursachenkonstellationen zurückzuführen. So ist der Rückgang der Scheidungshäufigkeit in einem völlig anderen Kontext zu sehen als etwa der Rückgang der Heiratshäufigkeit. Dazu einige Erläuterungen:

Der Rückgang der Heiratshäufigkeit wird durch das Bestreben vieler junger Menschen forciert, möglichst ungebunden zu bleiben, um flexibel auf veränderte Lebensbedingungen reagieren zu können. Heirat wird in der gesellschaftlichen Umbruchsituation als riskante Entscheidung erlebt und gedeutet, die in der insgesamt unsicher gewordenen Lebenssituation vermieden wird. Wesentlich für den starken Rückgang der Eheschließungen sind auch die ökonomischen und rechtlichen Folgen, die in der DDR so nicht gegeben waren. Eheschließungen werden heute subjektiv als erheblich folgenreicher wahrgenommen und die mangelnde Kenntnis der mit einer Eheschließung verbundenen Verpflichtungen und die Unklarheit über Regelungen im Ehe-, Familien- und Scheidungsrecht vergrößern die Unsicherheiten und verringern die aktuelle Heiratsneigung.

Ebenfalls im Kontext der politischen Veränderungen und der daraus resultierenden Unsicherheiten und unklaren Zukunftsperspektiven kann der Geburtenrückgang in den neuen Bundesländern gedeutet werden. Im einzelnen sind aber im Vergleich zum Heiratsverhalten andere Ursachenkonstellationen wirksam. Der Übergang zur Elternschaft wird aufgeschoben oder ausgesetzt, da Elternschaft und Berufstätigkeit als sich ausschließende Optionen erfahren werden und die Chancen auf einen Arbeitsplatz nicht durch ein (weiteres) Kind zusätzlich beeinträchtigt werden sollen. Geburtenaufschiebende Wirkung haben auch antizipierte materielle Belastungen und

Schwierigkeiten im Zusammenhang mit der Kinderbetreuung, die in ihrer jetzigen Form für die Menschen in den neuen Bundesländern im Zusammenhang mit Elternschaft bisher nicht gekannte Probleme darstellen. Der Geburtenrückgang, z.T. gilt dies auch für den Rückgang der Heiratshäufigkeit, ist aber nicht allein auf Verhaltensänderungen zurückzuführen. Von erheblicher Bedeutung sind Effekte, die aus der Altersstruktur der Bevölkerung resultieren. Die Altersgruppen mit der höchsten Heirats- und Geburtswahrscheinlichkeit sind in den neuen Bundesländern relativ schwach besetzt. Dazu haben sowohl die hohen Wanderungsverluste während der letzten Jahre als auch das Geburtentief um 1972 in der DDR beigetragen.

In einem anderen Zusammenhang ist der Rückgang der Ehescheidungen in den neuen Bundesländern zu interpretieren. Analog der These Schelsky's zur Bedeutung der Familie als Solidargemeinschaft in gesellschaftlichen Krisenzeiten wird argumentiert (z.B. von Dagmar Meyer 1991), daß die Familienmitglieder enger zusammenrücken und sich verstärkt nach innen orientieren. Es ist gegenwärtig noch nicht klar, inwieweit diese Faktoren in den neuen Bundesländern tatsächlich eine Rolle spielen. Als sicher kann dagegen gelten, daß ökonomische und strukturelle Bedingungen für den Rückgang der Scheidungshäufigkeit direkt mitverantwortlich sind: Die Massenarbeitslosigkeit und die daraus resultierende ökonomische Abhängigkeit vieler Menschen beeinflußt das Scheidungsverhalten maßgeblich. In Verbindung mit den gegenwärtig schlechten Beschäftigungsaussichten und den schwierigen Bedingungen auf dem Wohnungsmarkt (geringes Angebot, hohe Mieten) sind vor allem Ehefrauen mit kleinen Kindern infolge von Arbeitslosigkeit vom Partner materiell abhängig und dadurch stärker an ihn gebunden. Eine Scheidung kommt für viele dieser Frauen kaum in Frage, da sie ohne Arbeitsplatz nur schwer für ihren Lebensunterhalt aufkommen könnten.

Daneben wird der Rückgang der Scheidungshäufigkeit dadurch forciert, daß die Übernahme des bundesdeutschen Scheidungsrechts einer Verschärfung gleichkam. Vor allem die mit einem Scheidungsverfahren verbundenen Kosten und die vermehrten rechtlichen Folgen einer Scheidung wirken als Scheidungsbarrieren und von besonderer Bedeutung ist auch, daß Scheidungsverfahren nach westdeutschem Recht deutlich länger dauern und daß aufgrund der Unterbesetzung und Überlastung der Gerichte längere Wartezeiten entstanden sind, woraus eine zeitliche Verzögerung resultiert, der den Rückgang der

Scheidungskhäufigkeit vorübergehend beschleunigt. In diesem Kontext wird auch der deutliche Anstieg der Scheidungszahlen im Jahr 1993 erklärbar, die im Vergleich mit 1992 um 78% angestiegen sind.

Resümierend zur Entwicklung in den neuen Bundesländern möchte ich bemerken, daß der demographische Einbruch dadurch forciert wird, daß rationalistische Kalküle an Bedeutung gewinnen, wobei dieser Bedeutungszuwachs unmittelbar aus dem gesellschaftlichen Wandel resultiert. Die wachsende Pluralisierung und die Erweiterung der Handlungsoptionen führen dazu, daß ökonomische und subjektbezogene Entscheidungskriterien an Bedeutung gewinnen und individuelle Präferenzen und Lebenssituationen weit stärker als vorher die Gestaltung der privaten Lebensführung beeinflussen.

Gleichzeitig haben makrostrukturelle Veränderungen, v.a. der Anstieg der durch Kinder induzierten Kosten, der Abbau und die Verteuerung der Kinderbetreuungsmöglichkeiten, die verringerten beruflichen Chancen und die gestiegenen Anforderungen an Mobilität und Flexibilität, den Stellenwert ökonomischer Rationalität im Entscheidungsprozeß für oder gegen Kinder erhöht und im Gesamtkontext ebenfalls zum Rückgang der Heiratsneigung und der Aktualität des Kinderwunsches beigetragen.

Nachholende oder divergierende Modernisierung?

Die künftige Entwicklung der privaten Lebensführung in den neuen Bundesländern ist abhängig von der Entwicklung der Lebensbedingungen und wird wesentlich davon beeinflußt sein, wie die veränderten Lebensbedingungen von den Menschen in den neuen Bundesländern wahrgenommen und verarbeitet werden. In diesem Zusammenhang kommen der ökonomischen Entwicklung, der Ausdifferenzierung der Sozialstruktur und dem Verlauf des sozialen Integrationsprozesses eine wichtige Bedeutung zu. Unabhängig davon wird das Heirats-, Scheidungs- und Geburtentief in seiner gegenwärtigen Form eine zeitlich begrenzte Erscheinung bleiben. Mit der allmählichen Überwindung der schockartigen Folgen des kulturellen Umbruchs wird, so ist zu erwarten, ein Wiederanstieg der entsprechenden Häufigkeiten verbunden sein. Eine Rückkehr zu den früheren Mustern und Niveaus wird es aber nicht geben.

Was wird an ihre Stelle treten? Wie werden sich Form und Verlauf der privaten Lebensführung in den neuen Bundesländern in

nächster Zukunft entwickeln? Kommt es zu einer raschen und umfassenden Angleichung an westliche Muster und zu einer "nachholenden Modernisierung" der Lebensführung oder werden sich divergente Muster herausbilden und Ost-West Unterschiede langfristig fortbestehen?

Mit dem Ende der sozialistischen Gesellschaft und dem Zusammenbruch ihrer Strukturen sind auch die Grundlagen der Spezifika der privaten Lebensführung im Osten Deutschlands verschwunden. Kulturelle und wieder entstandene makrostrukturelle Gemeinsamkeiten lassen umfangreiche Angleichungsprozesse der privaten Lebensführung an die durch den gesellschaftlichen Umbruch im Osten kaum tangierten westlichen Muster erwarten. Mit der Differenzierung und Modernisierung der Sozialstruktur wird es, aller Voraussicht nach, zu einer weiteren Pluralisierung der Formen der privaten Lebensführung und der Biographiemuster in den neuen Bundesländern kommen. Insbesondere die Lebensverläufe von Frauen werden eine erhebliche Ausdifferenzierung erfahren und möglicherweise droht aufgrund der Arbeitsmarktsituation eine Polarisierung der weiblichen Lebensverläufe in Berufskarrieren ohne Familie und in Familienkarrieren ohne Erwerbstätigkeit.

Die Angleichung der makrostrukturellen Rahmenbedingungen, die in vielen relevanten Bereichen, z.B. der Rechtsordnung, erfolgt ist, wird zu einer Angleichung der privaten Lebensführung an westliche Muster beitragen. Allerdings sprechen Kohorten-, Struktur- und Kompositionseffekte für die Annahme, daß Ost-West Unterschiede in den Verlaufs- und Gestaltungsmustern der privaten Lebensführung fortbestehen, möglicherweise sich auch neu ausbilden werden.

Die in der DDR vor 1970 geborenen und aufgewachsenen Menschen werden aufgrund ihrer völlig anders gelagerten Sozialisationserfahrungen zum großen Teil Orientierungen und Deutungsmuster bewahren, die sie von ihren Altersgenossen in der Bundesrepublik langfristig unterscheiden wird - mit Auswirkungen auf die differentielle Gestaltung der privaten Lebensführung. Auch werden Unterschiede der makrostrukturellen Rahmenbedingungen, v.a. bei den Wohn- und Wohnumfeldbedingungen, der materiellen Situation und bei den Bedingungen des Arbeitsmarkts, längerfristig fortbestehen und Divergenzen der privaten Lebensführung stabilisieren, so daß es mittelfristig zu

einer „Divergenz in der Konvergenz“ der privaten Lebensführung in den neuen und alten Bundesländern kommen wird.

Literaturhinweise

- BAST, K./ OSTNER, I. (1992): Ehe und Familie in der Sozialpolitik der DDR und BRD - ein Vergleich. In: Schmähl, W. (Hg.): Sozialpolitik im Prozeß der deutschen Vereinigung. Frankfurt/Main: Campus, 228-270
- BERGER-SCHMITT, R. (1986): Innerfamiliäre Arbeitsteilung und ihre Determinanten. In: Glatzer, W./Berger-Schmitt, R. (Hg.): Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe. Die alltäglichen Leistungen der Familie und Haushalte. Frankfurt/Main: Campus, 105-140
- DORBRITZ, J. (1992): Nuptialität, Fertilität und familiäre Lebensformen in der sozialen Transformation - Übergang zu einer neuen Bevölkerungsweise in Ostdeutschland? In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 2, 167-196
- ENGLER, W. (1990): Wissenschaftsproduktion. Über (Un)möglichkeiten kritischer Forschung. In: *Kommune* 8, 3, 68-70
- GYSI, J. (1989): Familienleben in der DDR. Zum Alltag von Familien mit Kindern. Ost-Berlin: Akademie Verlag
- HABICH, R./LANDUA, D./SEIFERT, W./SPELLERBERG, A. (1991): „Ein unbekanntes Land“ - Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden in Ostdeutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Beilage zu: Das Parlament, B32, 13-33
- KEDDI, B./SEIDENSPINNER, G. (1991): Arbeitsteilung und Partnerschaft. In: Bertram, H. (Hg.): Die Familie in Westdeutschland. Opladen: Leske & Budrich, 159-192
- MEIER, U. (1991): Weibliche Normalbiographie zwischen Produktions- und Reproduktionsarbeit. In: Glatzer, W. (Hg.): Modernisierung moderner Gesellschaften. Beiträge der Sektionen, Arbeits- und der ad hoc Gruppen auf dem 25. Deutschen Soziologentag 1990 in Frankfurt. Opladen, 336-338
- MEYER, D. (1991): Ehescheidung in der ehemaligen DDR. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 1, 33-47
- NAVE-HERZ, R. (1988): Kinderlose Ehen. Weinheim: Juventa
- NAVE-HERZ, R. (1989): Zeitgeschichtlicher Bedeutungswandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: Nave-

- Herz, R./Markefka, M. (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 1: Familienforschung. Neuwied: Luchterhand, 211-222
- ROUSSEL, L. (1980): Ehen und Ehescheidung. *Familiendynamik*, 3, 186-203
- RUESCHEMEYER, M. (1988): Entwicklungen der Familienstruktur in einer staatssozialistischen Gesellschaft: Die Deutsche Demokratische Republik.
In: Lüscher, K./Schultheis, F./Wehrspaun, M. (Hg.): Die 'postmoderne' Familie. Konstanz: Universitätsverlag, 282-296
- SCHNEIDER, N.F. (1994): Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Stuttgart: Enke
- ZAPF, W./MAU, S. (1993): Eine demographische Revolution in Ostdeutschland? Dramatischer Rückgang von Geburten, Eheschließungen und Scheidungen. In: *ISI (Informationsdienst Soziale Indikatoren)*, Nr. 10, 1-5